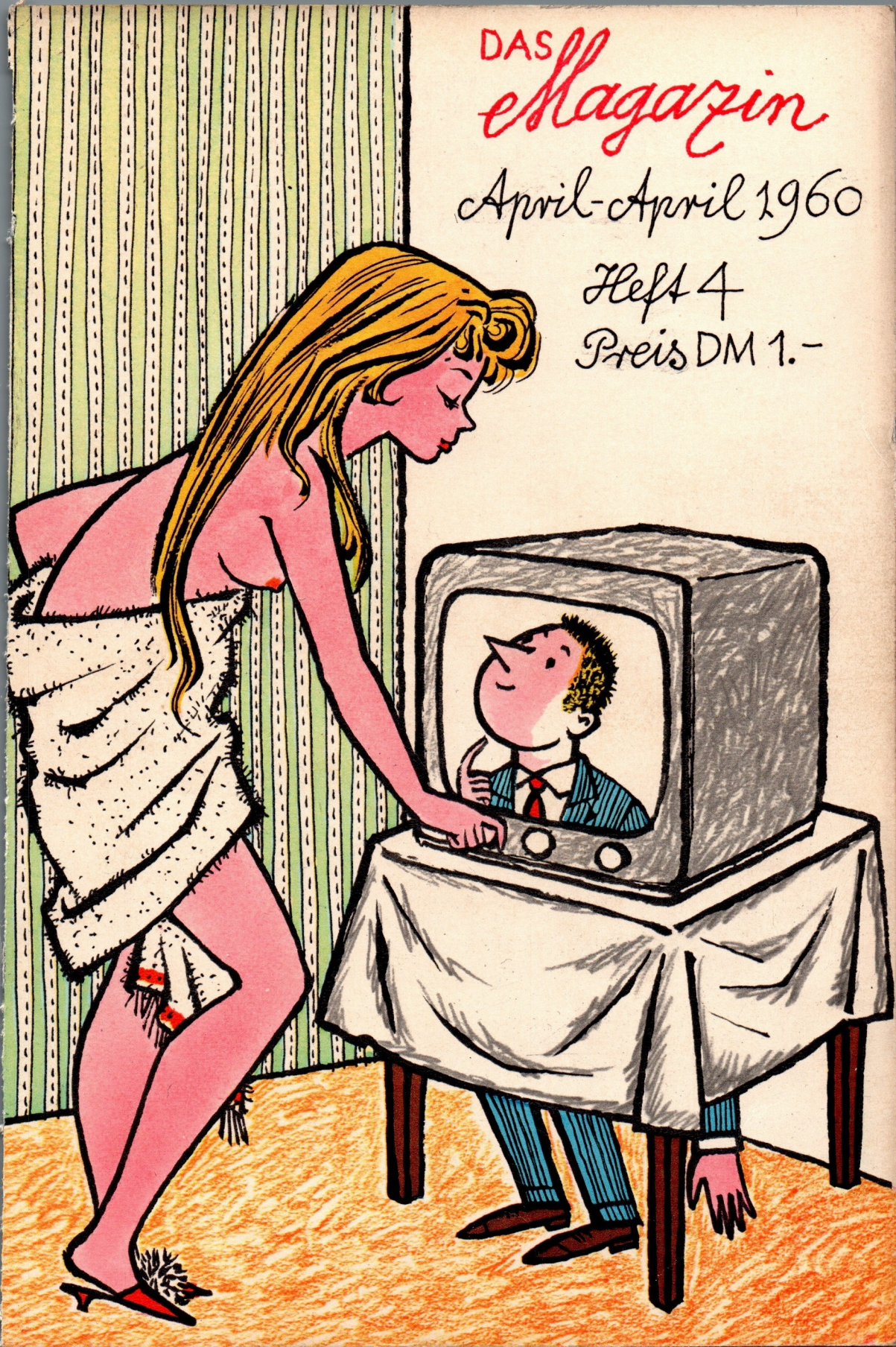
DAS Magazin

April-April 1960

Heft 4

Preis DM 1.-



WOFASEPT *spezial*

das Antiseptikum für die tägliche Körperpflege

VEB FARBENFABRIK WOLFEN

Modisches in flagranti

Wollten die Griechinnen ihren Männern besonders gefallen, schminkten sie sich, steckten Blumen in ihr Haar, legten kimbrische Talare um, trugen Pantöffelchen und Safran-Unterröckchen...

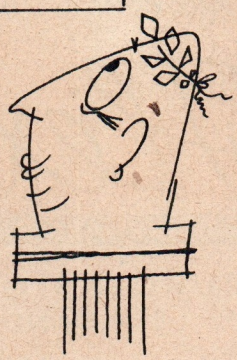
So sah Aristophanes die Frauen seiner Zeit — welche Anzahl schmückender Attribute müßte er wohl heute aufzählen?

Es scheint, als könnte man die Varianten weiblicher Kleidung kaum erfassen, so vielfältig sind die Abwandlungen jeder neuen Modelinie. Und die Wäsche? Im stetigen Wandel der Mode nimmt sie impulsiv jede Anregung auf und wird mit ihrem Farb- und Formenreichtum zum wichtigen Bestandteil der Garderobe gepflegter Frauen.

In den stretta-Werken weiß man das. Schöpferische Kräfte, die hier tätig sind, entwerfen immer neue, erlesene und bezaubernde Kostbarkeiten

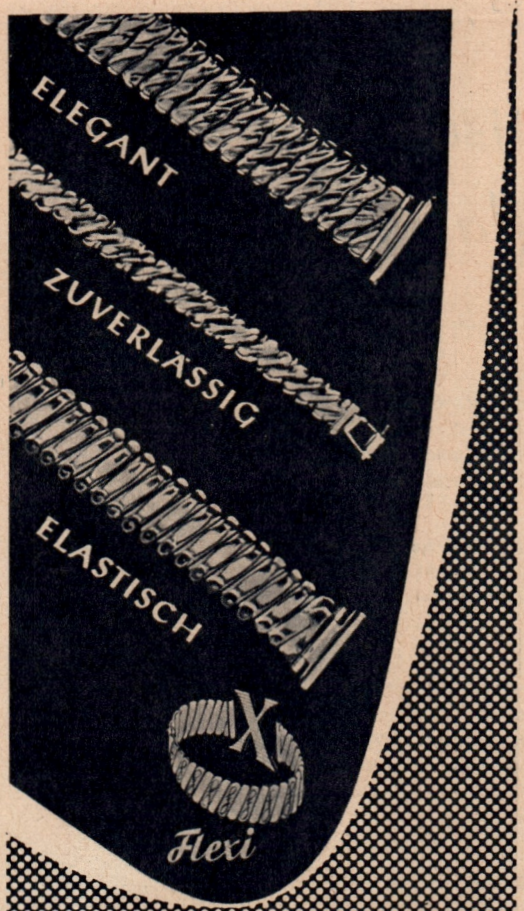
aus feinen Fäden fein gewirkt

Es ist ihr Geheimnis, wie sie die vielen Freundinnen der stretta-Wäsche immer wieder mit aparten Neuigkeiten überraschen.



VEB Feinwäsche „Bruno Freitag" Hartmannsdorf
Hartmannsdorf bei Karl-Marx-Stadt

stretta



Flexi

UHRENARMBÄNDER

RUDOLF STOLL KG
BERLIN NO 18

Erhältlich in allen Fachgeschäften

Sie an uns

Fest vergessen

Johannes B., Ebersbach:
Bei Durchsicht Deiner Hefte stellte ich fest, daß Du schon sechs volle Jahrgänge und vom laufenden wiederum zwei Ausgaben herausgebracht hast. Das wäre an sich nichts Besonderes. Aber ein Jubiläum steht bevor. Die Märzausgabe ist die **75.** Magazin-Nummer.
Dazu möchte ich Dir herzlich gratulieren und für die kommenden Jahre viel hübsche und nette Bilder, interessante Geschichten, schöne Verse und einige ganzseitige Fotos mehr wünschen.
Wie gut, daß unsere Leser aufpassen. Wir hätten das Jubiläum verpaßt.

Seejungfrau

Ernst Reimann, Karl-Marx-Stadt:
Seejungfrau unterm Eise,*)
sei nicht so arg betrübt,
weil Liebe bei den beiden
in Winterszeit erglüht.
Bedenk!
Vielleicht nur in der Kühle
erglüht bei ihm die Liebe.
Kommt erst des Sommers
Glut ins Land,
dann ist die Liebe ausgebrannt.
*) *Siehe Titel Februarheft 1960*

... mit Kater

Johanna Panzner, Oybin:
Ganz besonders gefällt mir der Kater. Auf jedem Titelbild wird er gleich gesucht. Meine Bekannten sagen immer: der Redaktionskater. Wie ist das nun: Existiert der Kater wirklich? Habt Ihr in der Redaktion Mäuse? Ist er schwarz? Bringt doch mal eine schöne Aufnahme von dem Katertier (bunt natürlich!). Über Euer vierbeiniges Redaktionsmitglied möchte ich doch gerne Bescheid wissen.
Da gibt es leider nichts zu berichten und abzubilden, der Kater existiert bisher nur in der Phantasie seines Schöpfers Werner Klemke und ist auch kein Zustand in der Redaktion.

Anfragen zu Umfragen

Christa Mittag, Meinersdorf:
Warum läßt Du eigentlich in der aktuellen Umfrage nicht auch einmal Hausfrauen zu Worte kommen? Gibt es fast keine mehr, oder glaubst Du, daß wir nicht mehr mitreden können? Manchmal glaube ich es fast selber, denn wird man mal nach dem Beruf gefragt und sagt, daß man Hausfrau ist, wird man eines weiteren Gesprächs nicht für würdig genug befunden.

Manfred Wobst, Karl-Marx-Stadt:
Ausgezeichnet gefällt mir immer wieder „Der freche Zeichenstift" von Herbert Sandberg. Überhaupt würde ich mir mehr freche, humorvolle und spritzige Geschichten wünschen, so wie zum Beispiel „Der Ohrenansetzer (Nr. 11/59) und „Der große und der kleine Hund" (Nr. 2/60), auch die Kurzgeschichten von Berta Waterstradt.
Die aktuelle Umfrage ist mal so und mal so. Vielleicht läßt es sich einrichten, daß sie nicht jeden Monat erscheint?

Heinz Hellige, Magdeburg:
Ich bin eifriger Leser Ihres Magazins und habe mit großem Interesse Ihre aktuelle Umfrage in Heft 2/60 „Sind Sie ein unentdecktes Talent?" gelesen. Dank und Anerkennung für Ihr ehrliches Bemühen, allen gerecht zu werden und möglichst vieles zu berücksichtigen.

Großmutters Rezept

Luise Truöl, Großenhain:
Ich möchte etwas zu Ihrem Artikel „Meine Freundin Lydia" (Heft 1/60) schreiben. Sehen Sie mich an, fast 86jährig. Ich wiege 72 Kilo, werde, da ich alt bin, etwas bequem, „Ruhe und Rast ist die halbe Mast". Von klein auf kümmerlich ernährt, wenig Fleisch und Butter, nun, wie eben arme Leute so um 1880 lebten. Mittags Kartoffeln und Hering oder Leinöl. Auch in meiner Ehe ging es kaum besser. Ich habe fünf Jungen ohne Arzt bekommen, kenne weder Rheuma, noch Schlaganfälle, noch Kreislaufstörungen. Mir schmeckt das Essen sehr gut, ich schlafe prächtig, und wie lebe ich? Einfach und mäßig. Ich bin in der Lage, mir Fleisch, Wurst, Schlagsahne zu kaufen. Doch wozu? Um den Magen zu belasten? Da sehe ich mir die fetten Frauen an, die unter ihrer Körperlast keuchen. Ob diese glücklicher sind als ich, die gern Quark ißt, Milch trinkt und auch mal einen Likör? Man soll Zeit, Geld, Lebensmittel und alle sonstigen Lebensbedürfnisse sinnvoll einteilen und nicht verschwenden.

Rätselhafte...

Hans Hoffmann, Eisenach:
Was mir nicht gefällt, ist Ihre Rätselecke, vielmehr Rätselseite. Bei einer Seitenzahl von 80 Seiten ist *ein* Kreuzworträtsel sehr mäßig. Warum bringen Sie nicht mehr Rätsel, zum Beispiel Kreuzgitter, Silbenrätsel, Rätselschnecke usw. usw. Bei der Stärke Ihrer Zeitschrift müssen mindestens drei bis vier Seiten dafür bereitgestellt werden. In zehn Minuten, manchmal auch etwas länger, ist das Rätsel erledigt, und nun heißt es, einen Monat warten. Als Familienzeitschrift, und das ist doch das „Magazin", muß auch hier etwas mehr getan werden.
Schlagen Sie uns bitte vor, was wir weglassen sollen. Aber wir fürchten, unsere übrigen Leser würden gewaltig protestieren.

...Vorschläge

Franz Röbricht, Erfurt:
Wir bitten Sie, künftig keine Kreuzworträtsel zu drucken, die sich um Persönlichkeiten ranken, die nur wenige Leser kennen, zum Beispiel junge Filmschauspieler. Wie soll man von einem unbekannten Menschen den Namen, seine Vaterstadt, seine Rollennamen in Filmen erraten, die man nicht kennt? Wenn schon, dann bringen Sie bekannte Persönlichkeiten.

Gelesen – und für gut befunden

E. Kürschner, Magdeburg:
Besonders gefallen hat mir in Ihrem Februarheft die Reportage über das Ehepaar Hurtig-Ludwig („Der Hauptmann und seine Primaballerina"). Das sind Künstler, die mit beiden Beinen auf dem Erdboden stehen, die die gleichen Sorgen, Nöte und auch Freuden haben wie wir. Hier gibt es keine weiße Traumvilla wie im Westen und keinen Star-Rummel. Zu wünschen wäre den beiden allerdings,

daß sie bald eine größere Wohnung erhielten. Es wäre schön, wenn Sie noch öfter über das Leben unserer Künstler berichten würden.

Wir sind dabei: siehe „Honigmay“ (in diesem Heft)

Lothar Röhler, Kursdorf:

Von der Reisebeschreibung bis zur Kriminalgeschichte fand ich in Heft 2/60 alles interessant, lehrreich und unterhaltsam. Besonders gut gefiel mir diesmal „Mit 40 000 km/h zum Mond“. Natürlich bereiten mir Peter Purzels Gedichte und die aktuelle Umfrage immer wieder Vergnügen.

Eva Maria Schulze, Werder:

Am besten gefallen mir immer die Berichte von Heinz Kahlow und seiner Kleopatra. Es würde sich direkt lohnen, alle Artikel in einem Buch herauszugeben.

Ist vom Verlag Das Neue Berlin für September 1960 vorgesehen.

Müssen Männer so sein?

Edith Ehrlich, Neustrelitz:

So vor etwa vierzehn Tagen,
als ich las mit viel Behagen —
denn ich kann ja nicht umhin —
unser neuestes „Magazin“,
kam mein Mann und sagte: „Nun,
kannst du denn nichts anderes tun,
als die Stunden zu verschwenden?
Bügel lieber meine Hemden!“
Nahm das „Magazin“ zur Hand,
sprach's, ging weiter und verschwand.
Hat man so etwas gehört?
Ich war innerlich empört.
Doch es kam sogar noch schlimmer.
Ging zu ihm ins andere Zimmer,
beinah' hätt' ich laut gelacht,
hatte ich mir's doch gedacht,
denn ich seh' den Mann dort lesen,
so, als wäre nichts gewesen.
Dieses war des Pudels Kern,
er wollt's selber lesen gern.
Dieses zeigt doch recht genau:
Listig ist nicht nur die Frau.

Frühlingsgruß

Warwara K., Sofia:

Bei uns in Bulgarien gibt es eine schöne Volkssitte. Wir feiern den Anfang des Frühlings, und für diesen Zweck tragen wir am 1. März Zöpfe aus roter und weißer Seide, die ein Symbol für Gesundheit und Glück sind.

Soviel ich weiß, gibt es bei Ihnen eine solche Sitte nicht, deshalb möchte ich Sie zum Frühlingsanfang mit unserer bulgarischen Sitte begrüßen. „Großmutter Marta“, so nennt man bei uns den Monat März, bringt für die großen und kleinen die weißroten Zöpfe. Ich hänge sie an die kleine Puppe, die ich Ihnen schicke. Ich glaube, sie wird Ihnen gefallen als ein Gruß einer bulgarischen Freundin.

DAS Magazin

Heft 4
April
1960
7. Jahrgang

Seite

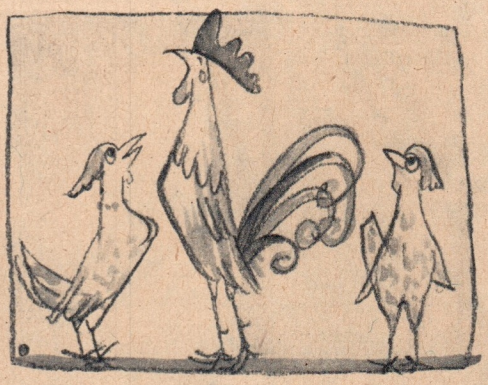
Sie an uns 2
Lorenzo Vanni: Rivalinnen 6
Saki: Mrs. Packletides Tiger 12
Josef Nesvadba: Die Vernunftehe 15
Eduard Mörike: Er ist's 19
Otto Wittke: Mörder 20
Maximilian Scheer: Wollen Sie rauchen oder nicht? 22
Wolfgang Joho: Der A-A-Club 26
Unsere aktuelle Umfrage: Warum scheitern viele (?) Ehen? 30
Herbert Sandberg: Der freche Zeichenstift 34
Gerda Rothmayer: Zur Ehe bitte geradeaus 37
Erwin Bekier: Lenins Chauffeur erzählt 40
Irmgard Keun: Das Märchen vom Filmstar Anita 44
Film: Pot-Bouille 47
Peter Purzel: Regenschirm und Sonnenschein 50
Lothar Kusche: Bei Honigmays zu Gast 52
Theodor Pinkus: Der Maler Hans Erni 55
Paul Wurche: Wenn Ostern auf Weihnachten fällt 60
Heinz Machatschek: Schwimmer bevorzugt 63
Hans-Joachim Riegenring: Das lächelnde Kleid 66
Ausgelesenes – Abgehörtes 70
Habu: Liebe, Phantasie und Kochkunst 71
Rätsel 76
Treffpunkt 78

Chefredakteur: Hilde Eisler • Stellvertretender Chefredakteur: Willi Karsch • Literatur: Trude Herzfelde • Bildredaktion: Hannes Schreiber • Gestaltung: Herbert Prüget • Herstellung: Kurt Scharf • Redaktion: Berlin W 8, Glinkastraße 13/15, Tel. 22 55 51 • Verlag: „Das Neue Berlin“, Berlin W 8, Taubenstraße 1/2, Tel. 22 55 51 • Druck: (III/9/1) „Sächsische Zeitung“, Dresden • Lizenz-Nr. 5274 Ministerium für Kultur, Hauptverwaltung Verlagswesen • Erscheint monatlich • Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG Werbung, Berlin C 2, Rosenthaler Straße 25—31, und alle DEWAG-Filialen in den Bezirksstädten der Deutschen Demokratischen Republik.

Titel: Werner Klemke; Fotos: Schreiber (1) S. 4; Unifrance (2) S. 5, 45; Kreutschmann (1) S. 10; Photo and Feature (1) S. 10; Klicks (1) S. 17; Länger (1) S. 19; entnommen „Photomagazin“ (1) S. 23; Germin (1) S. 28; Németh (1) S. 33; Rothmayer (3) S. 37, 38, 39; Bekier (1) S. 40; Progreß (8) S. 47, 48, 49; Steffen (3) S. 50, 51; Leonard (4) S. 50, 67, 68; Mogel (1) S. 51; Fieweger (3) S. 52, 53, 54; Wettstein (1) S. 55; Archiv (5) S. 55, 57, 59; DAK, Plakatarchiv (1) S. 56; entnommen „Conquête Du Temps“ (1) S. 58; Studio Sugar (1) S. 58; entnommen FIAP (2) S. 60, 61; entnommen „Life“ (1) S. 62; Machatscheck (1) S. 63; TASS (2) S. 64, 65; Salgo (3) S. 66, 67; DEFA-Baxmann (1) S. 76. — Die Fotos auf den Seiten 5 und 45 zeigen die französischen Filmschauspielerinnen Mylène Demongeot und Etchika Choureau.

Osterlämmer-Dilemma

Rivalinnen



Eine Kurzgeschichte von Lorenzo Vanni

Pietro hatte sich zu einem Nickerchen in einem Sessel ausgestreckt. Von Zeit zu Zeit schielte er mit einem Auge nach Lia, die geräuschlos das Zimmer aufräumte. Aus der Nachbarwohnung drang Musik wie in Watte verpackt. Lia bückte sich, um ein Buch aufzuheben, das aus dem Regal gefallen war. Pietro sah sie durch die halboffenen Lider wohlgefällig an. „Lia!" — „Ja? Ich denke, du schläfst." — „Ich tat nur so. Ich habe dir zugesehen. Ich glaube, du gefällst mir." — „Schmeichler!" — „Freut's dich?" — „Natürlich. Macht ein Mann seiner Frau keine Komplimente mehr, dann macht er sie einer anderen." — „Und was soll der Mann tun, dessen Frau krumme Beine hat?" — „Wenn er sie liebt, merkt er es nicht." — „Unsinn! Ich merke alles. Komm, gib mir lieber einen Kuß, ich muß zum Dienst."

Sie berührte mit ihren Lippen flüchtig seinen Mund. „Bei solch dünnen Wänden braucht man sich gar keinen Radioapparat zu kaufen."

„Das ist wieder mal typisch!" maulte Lia. „Während ich dir einen Kuß gebe, denkst du an die Wände."

„Einen Kuß? Das nennst du küssen!" erwiderte er, forderte sie aber nicht weiter heraus. Im Gegenteil, er fürchtete, daß Lia ihn noch einmal küssen werde. Das wünschte er in diesem Augenblick aber nicht, denn plötzlich war ihm Olivia in den Sinn gekommen. Er stand auf und zog sein Jackett an. Lia begleitete ihn zur Tür „... und dann nimm dich vor deinen Schülerinnen in acht. Tschüss, bis heute abend."

Es war ein klarer, kalter Tag. Lieber Himmel, war das eine verzwickte Angelegenheit! Wie kann ein Mann eine hübsche Frau, die er liebt, zu Hause lassen, um sich mit einer ebenso hübschen Freundin zu treffen, die er auch liebt?

„Guten Tag, Herr Professor."

Von wegen Professor, höchstens Assistent. Doch in der Praxis hat das wenig zu bedeuten. Die Schüler sitzen im Halbrund des Hörsaales, und ich sitze hier, hinter dem Katheder. Ich bin verpflichtet, auf alle Fragen eine Antwort zu wissen, selbst wenn einige der Schüler schon fünfundzwanzig Jahre alt sind und ich gestern erst siebenundzwanzig geworden bin.

Er fühlte, daß Olivia ihn anschaute, erwiderte indessen ihren Blick nicht. Zuweilen war es gerade umgekehrt, dann starrte er sie so lange an, bis sie sich abwandte. Manchmal kreuzten sich ihre Blicke auch, dann grüßte Olivia ihn mit einem Lächeln, so heimlich, daß selbst die boshaftesten Mitschülerinnen es nicht bemerkten. Denn sonst ... O weh! Die Stunde verging rasch. Er verstand, seine Zuhörer zu fesseln und ihr Interesse zu wecken.

Als er sich jedoch kurze Zeit später allein im Lehrerzimmer aufhielt, war er untröstlich. Er fürchtete, Olivia würde nicht auf ihn warten, und er müßte geradewegs heimkehren. Es würde einer der üblichen Abende werden: essen, lesen, Besuch. Lia ist langweilig, es ist aber nicht meine Schuld. In diesem Augenblick wurde die Tür ein wenig geöffnet, und Olivia steckte den Kopf ins Zimmer. „Darf man? Ich wollte nachsehen, ob die Hausaufgabe ...“

„Ich komme sofort.“

Sie verließen das Gebäude, bummelten eine Weile durch die stillen Straßen, unterhielten sich mehr oder minder angeregt und betraten schließlich das Café Eden. Vor Jahren war er oft mit Lia hier gewesen. Es war ein kleines altmodisches, aber behagliches Café mit Nischen, in denen man sich küssen konnte. Jetzt saß Olivia neben ihm und blickte ihn lächelnd an.

„Was gibt es zu lachen?“ fragte er.

„Ich lache ja gar nicht. Ich freue mich nur, daß ich dir endlich in die Augen sehen darf. Während der ganzen Stunde hast du bewußt weggeschaut. Bist du mir böse?“

„Nein. Das heißt ... ja.“

„Und was habe ich dir getan?“

Ja, was? Sie hatten sich zu Beginn des Wintersemesters kennengelernt, und er hatte ihr den Hof gemacht. Aber nur flüchtig, mit einem Hauch von Ironie, ohne irgendeine Verpflichtung und ohne wirkliches Interesse, wie er es mit vielen tat. Sie hatte sich geschmeichelt gefühlt, was ihn veranlaßte, sich seinerseits geschmeichelt zu fühlen. So waren sie einander allmählich nähergekommen. Aus einem Wort, einem Blick, einem Lächeln war eine Art Mitschuld, eine gewisse schüchterne Vertrautheit zwischen ihnen entstanden. Dann folgte der erste Kuß, ein schüchternes „Ich liebe dich“ und ernsthaftere Versprechen: „Magst du mich immer?“ — „Immer!“

Ihr Verhältnis war indessen nie über ein Liebesgeplänkel hinausgegangen. Er konnte nicht umhin, an Lia zu denken und ärgerte sich über die Oberflächlichkeit ihrer Beziehung.

„Also, was habe ich dir getan?“ beharrte Olivia leicht ironisch.

„Nichts, das heißt ... mit einem Wort, du hast meinetwegen nie deinen klaren Kopf verloren.“

„Gerade weil ich ihn behalten habe und daher alle deine Tugenden zu schätzen weiß, liebe ich dich“, antwortete sie.

„Dennoch würde es mich zuweilen freuen, wenn du vor Sehnsucht nach mir verrückt wärst.“

„Vielleicht“, ihre Stimme klang brüchig, „vielleicht würde es auch mir gefallen, wenn du es meinetwegen wärst.“

„Oh, ich darf nicht“, antwortete er und zog das Gespräch rasch ins Lächerliche, „Lehrer müssen immer einen klaren Kopf behalten.“

Illustrationen: Heinrich Strub

Miteinander sprachen sie nie von „ihr“, von Lia. Er hatte sich nie mit dem Problem beschäftigen müssen, zwischen den beiden Frauen zu wählen und war heilfroh, daß ihn Olivia nicht vor eine derartige Wahl stellte. Olivia hatte sich nicht einmal nach ihrem Namen erkundigt und auch kein Foto von ihr zu sehen verlangt. Ein einziges Mal machte Olivia eine Bemerkung, die ihre zärtliche Nachgiebigkeit erklären konnte. „Ich möchte dich lieber halb als gar nicht haben“, hatte sie gesagt. Demnach weiß sie sehr gut, daß ich Lia nie verlassen werde, hatte er daraus gefolgert.

Im Grunde war die Situation für ihn äußerst bequem. Er wußte zwar, daß man so etwas unmoralisch nannte, aber es kam ihm durchaus nicht anstößig vor. Ich liebe eben beide, nur auf verschiedene Art. Im übrigen hatte er Lia ja noch gar nicht betrogen. Vielleicht würde er es auch nie tun, einmal aus Furcht vor den möglichen Unannehmlichkeiten, zum anderen, weil Olivia ihn körperlich weniger reizte als seine Frau. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn er mit Olivia verheiratet gewesen wäre und Lia erst später kennengelernt hätte. Dann wäre es sicher zum Ehebruch gekommen.

Olivia lächelte: „An was denkst du?“

Pietro fuhr zusammen, sein Gesicht verfinsterte sich. „Ich frage mich, ob du mich betrügst.“

„Nein. Warum sollte ich auch.“

„Hüte dich! Ich bin schrecklich eifersüchtig auf dich.“

„Das ist nicht recht. Ich bin's nicht.“

„Was, du bist nicht eifersüchtig? Dann liebst du mich nicht.“

Vielleicht liebt sie mich aber doch, sagte sich Pietro. Sie weiß, daß sie mich nur halb haben kann und ist trotzdem damit zufrieden. Im Grunde bin ich ein Glückspilz. Ich habe eine intelligente Frau, die auf meine Freundin nicht eifersüchtig ist (oder

jedenfalls nicht weiß, daß ich eine Freundin habe), und eine intelligente Freundin, die auf meine Frau nicht eifersüchtig ist. Vielleicht liebe ich beide gerade deshalb. Denn sonst müßte ich mich für die intelligentere von beiden entscheiden.

„Sehen wir uns morgen?" fragte Olivia.

„Ich weiß nicht, vielleicht. Warte auf alle Fälle nach der Stunde hier auf mich."

Als er tags darauf von zu Hause wegging, schien die Sonne, später jedoch begann es zu regnen. Er fragte die Kollegen im Lehrerzimmer, ob ihm jemand einen Schirm borgen könne, lieh ihn sich aber schließlich vom Hausmeister aus.

„Aber gern, Herr Professor, hier nehmen Sie. Ihre Frau hat übrigens angerufen."

„Was wollte sie?"

„Das hat sie nicht gesagt."

„Bis morgen."

„Auf Wiedersehen, Herr Professor."

◆

Es goß tatsächlich in Strömen. Pietro erreichte das alte Café, schritt auf die gewohnte Nische zu, prallte jedoch zurück wie von der Tarantel gestochen. Er machte kehrt und verließ fluchtartig das Café, wobei er sogar vergaß, den Schirm aufzuspannen. In der Nische hatte er Lia und Olivia gesehen, die sich plaudernd gegenübersaßen. Lange irrte er im Regen umher und setzte sich dann, um besser überlegen zu können, in den Wartesaal des Bahnhofes. Hatte Lia alles entdeckt und Olivia zur Rede gestellt? Oder hatte etwa Olivia Lia um eine Zusammenkunft gebeten, um sie aufzufordern, den umstrittenen Mann freizugeben? Über was sprachen die beiden Frauen wohl in diesem Augenblick? „Er liebt einzig und allein nur mich." — „Nein, er hat mir immer geschworen, daß er nur mich liebt." — Lieber Himmel, welch verzwickte Angelegenheit! — „Gnädige Frau, ich versichere Ihnen, daß Pietro mich anbetet. Erst gestern abend hat er mir gestanden, daß er schrecklich eifersüchtig auf mich ist." — „Es tut mir leid, mein Fräulein, aber als er heute früh das Haus verließ, hat er mir wiederholt, daß ich seine einzige Liebe bin." — „Das ist unmöglich. Seit Monaten sagt er zu mir das gleiche, hier in dieser Nische, die unserem süßen Geheimnis geweiht ist." — „Aber was reden Sie da, mein Fräulein? In dieser Nische haben wir uns vor einigen Jahren verlobt und verleben hier jedes Jahr unseren Hochzeitstag."

Vielleicht waren sie auch schon in die zweite Phase getreten, nachdem sie sich gegenseitig ihrer Gutgläubigkeit versichert und sich in ihrer Verachtung und ihrem Haß gegen den zweifachen Verräter verbunden fühlten. „Der Elende!" — „Der Schuft!" — „Und ich habe ihn geheiratet! Und ich habe ihm geglaubt! Und ich stopfe ihm die Socken! Und ich benutze das Parfüm, das er gern hat!" Frauen sind furchtbar in ihren Vertraulichkeiten, da gibt es keine Grenzen. Wer weiß, was Lia bereits von ihrem Familienleben enthüllt hatte, nur um ihn in Olivias Augen herabzusetzen! Und wer weiß, wie viele seiner schönen Worte die so listig boshafte Olivia

preisgegeben hatte, nur um ihn in Lias Augen lächerlich zu machen! Und zu welchem Ergebnis waren die beiden Frauen gekommen? Sicherlich hatten sie, nunmehr ein Herz und eine Seele, beschlossen, ihn zum Teufel zu jagen.

Da fühlte Pietro, daß er Olivia zu hassen begann. Er wußte zwar sehr gut, daß Olivia keinerlei Schuld traf, dennoch verabscheute er sie, weil es eben leichter ist, sich für das Opfer als für den Übeltäter zu halten. Nun hatte er Lia verloren! Wie sollte er den Mut aufbringen, vor sie hinzutreten und mit ihr darüber zu reden? Da war es schon tausendmal besser, zu fliehen, mit dem nächsten Zug wegzufahren. Vorher mußte er jedoch auf jeden Fall noch einmal nach Hause zurückkehren, und sei es nur, um Geld zu holen. Er zögerte lange, doch endlich raffte er sich auf.

„Ach, Liebster, du bist es. Ich hatte mir schon Sorge gemacht. So spät ...“

„So? ... Ich ...“

Lia beabsichtigte wohl, ihn an der Nase herumzuführen, bevor sie zum Frontalangriff überging. Sie lächelte sogar, die Falsche!

„Ich fürchtete schon, du hättest mich verlassen. Ich hatte dich angerufen, weil ich mit dir auswärts essen wollte. Dann ging ich zur Universität und anschließend in unser altes Café, wo ich auf dich warten wollte. Der Hausmeister sagte mir, daß du dort häufig bist. Wie lieb von dir ...“

„Ach ja, manchmal“, gab er vorsichtig zu.

„Und weißt du, wen ich dort getroffen habe?“ fragte Lia, die eben die Suppenschüssel auf den Tisch stellte.

„Getroffen? Was weiß ich, wen du dort getroffen hast.“

„Olivia, eine ... Möchtest du noch mehr, Liebster, oder ist es genug?“

„Ach, du hast mir schon viel zuviel aufgetan. Ich habe keinen großen Hunger.“

„Olivia, eine liebe Freundin, die ich seit Jahren nicht mehr gesehen habe. Sie studiert. Wir hatten uns eine Menge zu erzählen. Ich habe ihr von uns, von unserer Ehe, unserem Heim ... Aber du ißt ja nicht!“

„Ich habe keinen Appetit.“

„Ich verstehe, du Ärmster, die Arbeit strengt dich so an.“

Pietro war drauf und dran aufzufahren. Lia sprach lächelnd, doch gerade ihre Ironie konnte er nicht mehr ertragen. Es war schon besser, ihr reinen Wein einzuschenken. „Nun gut“, würde er sagen, „ich habe eine kleine Freundin ...“ Und weiter? Dann würde er noch hinzufügen: „Ich bin ihr nur aus Eitelkeit nachgelaufen, denn tatsächlich liebe ich nur dich.“

„Weißt du“, fuhr Lia fort, „daß Olivia mit einem Professor flirtet?“

„Einem Pro...?“ Pietro verdrehte die Augen. „Nein, das ist unmöglich.“

„Du kennst sie noch nicht, sie ist eine ganz Gerissene. Sie hat es mir selbst erzählt. Sie sagt, daß der Professor sie immer so honigsüß anlächelt, und da hat sie sein Lächeln eben erwidert, einmal, weil es ihr Spaß macht, vor allem aber, um sich gute Zensuren zu sichern. Jetzt habe ich doch tatsächlich vergessen, in welchem Fach es war. Kann es der Lateinlehrer sein?“

„Oh, das ist durchaus möglich“, erwiderte Pietro und entschuldigte sich im Geiste bei Professor Lattanzi, dem Dekan der Fakultät, der weiß wie Schnee und krumm wie ein Haken war.

„Ich habe mir immer eingebildet, die Lehrer wären anständige Menschen.“

„Ach, weißt du“, antwortete Pietro mit einem gezwungenen Lächeln, „Ausnahmen gibt es immer. Und vielleicht glaubt er, daß sie ihn wirklich liebt.“

„Dann ist er ein Riesendummkopf. Man braucht Olivia doch nur anzusehen, um zu wissen, daß sie es faustdick hinter den Ohren hat.“

„Sie ist tatsächlich ein Tunichtgut“, platzte er heraus. Nun, da er allmählich begriff, daß die Gefahr vorüber war, stieg die Wut gegen Olivia in ihm hoch. Lia bemerkte es und griff vermittelnd ein: „Reg dich doch nicht auf, Liebling! Versprich mir, die Geschichte auf der Stelle zu vergessen und deinem Kollegen nichts davon zu sagen. Im Grunde ist es doch nichts anderes als eine Kinderei von Olivia. Habe ich mit meinem Griechischlehrer nicht dasselbe getan, nur damit er mir bessere Zensuren gab?“

Verdutzt blickte Pietro seine Frau an. Es wurde ihm klar, daß er nie herausfinden würde, ob sie sich diesen „Flirt mit dem Lehrer“ nur ausgedacht hatte, um ihre Freundin in Schutz zu nehmen, oder ob er sich wirklich zugetragen hatte. Sie lächelte ironisch, so wie eine Studentin, die ihren Lehrer zum Narren hält. Viel schlimmer war indessen, daß auch Olivia von diesem Tage an ihren Lehrer ebenso anschaute. Er brachte nicht den Mut auf, eine Erklärung für das leicht ironische, wenn auch zärtliche Lächeln zu fordern. Und so erfuhr er niemals, ob Olivia die Wahrheit gesagt hatte oder seine Frau.

(Aus dem Italienischen von Egon Wiszniewsky)

Frühjahrsmüde

Zeichnung: Moro Al

„Wäre weniger nicht mehr, Liebling?“

Eine Humoreske

Mrs. Packletide war nur von dem einen Wunsch beseelt: einen Tiger zu erlegen. Dieser plötzliche Drang, in Nimrods Fußtapfen zu treten, entsprang weder schierer Mordlust noch der Überzeugung, sie müsse Indien von wenigstens einem Raubtier befreien, er hing vielmehr damit zusammen, daß Loona Bimberton kürzlich (es war das Jahr 1911) mit einem algerischen Piloten einen achtzehn Kilometer langen Flug zurückgelegt hatte. Über diese erstaunliche Leistung sprach alle Welt, und Mrs. Packletide sagte sich, daß nur das Fell eines von ihr zur Strecke gebrachten Tigers und eine große Ernte an Pressefotografien diesen Erfolg ihrer „Freundin" in den Schatten stellen konnten. Im Geiste bereitete sie schon die Lunch-Party vor, die sie nach ihrer Rückkehr aus Indien in London geben wollte, angeblich zu Ehren von Loona Bimberton, in Wirklichkeit aber, um ihren Gästen ein Tigerfell vor Augen zu führen, das in der Mitte des Zimmers prangen und zum Mittelpunkt der Unterhaltung werden sollte. Sie hatte im Geiste schon eine Brosche aus Tigerkrallen entworfen, die sie Loona Bimberton zu ihrem nächsten Geburtstag schenken würde. In einer Zeit, in der sich angeblich alles um Hunger und Liebe dreht, bildete Mrs. Packletide eine Ausnahme: ihre Handlungen und Motive wurden weitgehend von ihrer Antipathie gegen Loona Bimberton bestimmt.

Sie setzte eine Belohnung von tausend Rupien für den Ort aus, der ihr die Möglichkeit böte, einen Tiger ohne große Gefahr und Anstrengung zu erlegen. Die Umstände erwiesen sich ihrem Vorhaben als günstig, da sich zufälligerweise ein Dorf rühmen konnte, der Lieblingsaufenthalt eines Raubtiers mit respektabler Vergangenheit zu sein, das durch zunehmende Altersschwäche gezwungen war, Überfälle auf Großwild aufzugeben und seinen Appetit auf kleinere Haustiere zu beschränken. Die Aussicht, tausend Rupien zu verdienen, stachelte den sportlichen und kommerziellen Instinkt der Dorfbewohner an: Tag und Nacht mußten Kinder am Rand des Dorfdschungels Wache stehen, um den Tiger zurückzutreiben, falls er, unwahrscheinlicherweise, versuchen sollte, neue Jagdgründe aufzusuchen; minderwertige Ziegen wurden mit beabsichtigter Sorglosigkeit im Freien gelassen, um das Raubtier mit seinem augenblicklichen Revier zufriedenzustellen. Ihre größte Angst war, daß dieser „König des

Mrs. Packletides Tiger

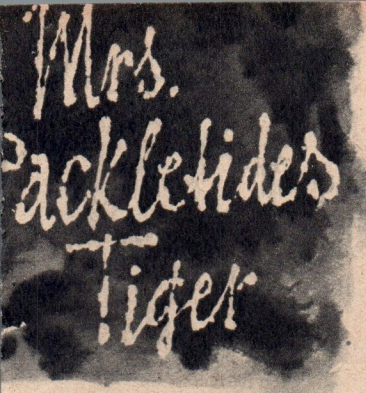


Illustration: Heinz Bormann

Dschungels“ noch vor dem festgesetzten Jagdtermin an Altersschwäche eingehen könnte; Mütter, die nach der Tagesarbeit ihre Säuglinge durch den Dschungel heimwärts trugen, unterdrückten deren Geschrei, auf daß der friedliche Schlummer des ehrwürdigen Herdenräubers nicht gestört werde.

Schließlich kam die große Nacht heran. Am Himmel war kein Wölkchen zu sehen, ein herrlicher Vollmond überflutete das Land mit magischem Schimmer. In einem an geeigneter Stelle befindlichen Baum war ein Hochstand errichtet, auf dem Mrs. Packletide und ihre Gesellschafterin, Miß Mebbin, kauerten. Eine mit einem besonders lauten und unermüdlichen Meckerorgan gesegnete Ziege war in passender Entfernung an einem Pfahl festgebunden. Bewaffnet mit einem genau eingestellten Gewehr und einem Spiel Patiencekarten, erwartete die Sportsdame das Nahen der Bestie.

„Ist es sehr gefährlich?“ fragte Miß Mebbin.

Sie fürchtete sich nicht vor dem wilden Tier, hatte aber eine krankhafte Angst davor, auch nur für einen Deut mehr zu leisten als sie verpflichtet war.

„Quatsch“, erwiderte Mrs. Packletide, „das ist doch ein uraltes Tier. Selbst wenn es wollte, könnte es nicht heraufspringen.“

„Wenn es ein so altes Tier ist, sollten Sie es meiner Ansicht nach billiger kriegen. Tausend Rupien sind ein Haufen Geld.“

Louisa Mebbin, die in Gelddingen höchst präzise Ansichten hatte, wollte sich gerade des längeren und breiteren über den geringen Marktwert der Überreste des Tigers auslassen, als das Erscheinen des Tieres sie unterbrach. Als die Bestie die angebundene Ziege erblickte, legte sie sich der Länge nach auf die Erde, offensichtlich zu dem Zweck, eine kleine Siesta zu halten, bevor sie zum großen Angriff überging.

„Ich glaube, das Tier ist krank“, sagte Louisa Mebbin.

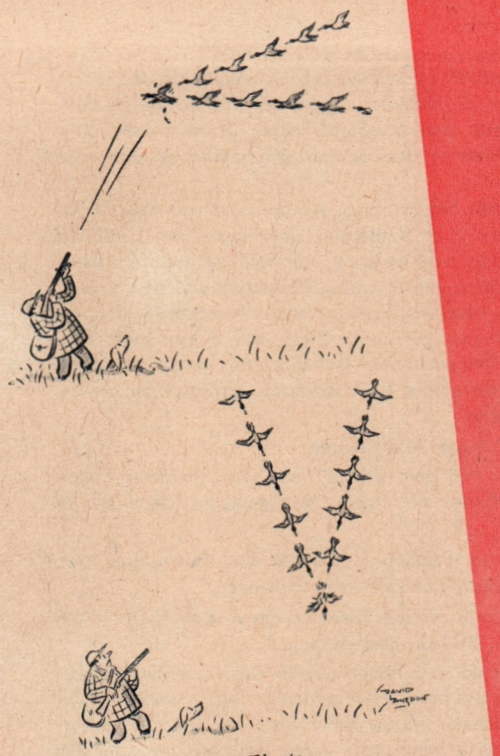
„Psst!“ zischte Mrs. Packletide wütend, denn der Tiger schritt bereits andächtig auf sein Opfer zu.

„Rasch! Rasch!“ drängte nun Miß Mebbin aufgeregt. „Wenn er die Ziege nicht anrührt, brauchen wir für sie nichts zu bezahlen.“

Da ging mit lautem Knall der Schuß los ... Die große, lohfarbene Bestie sprang in die Höhe, fiel wieder zurück und lag mausetot auf der Erde. Sofort erschienen von allen Seiten die Dorfbewohner auf der Bildfläche, die schreiend die Freudenbotschaft weitertrugen, und bald erhöhte der Trommelwirbel der Tamtams den allgemeinen Jubel.

Dieser Triumph und diese Freude fanden ein willkommenes Echo in Mrs. Packletides Herzen — ihre Lunch-Party in London war gesichert.

Es war Louisa Mebbin, die darauf aufmerksam machte, daß die Ziege mit dem Tode kämpfte — sie wies eine Schußwunde auf, während man beim Tiger keinen Einschuß entdecken konnte. Offensichtich war



Ohne Worte

Mode und Trophäen

Zum Schießen

(Aus „New Yorker" und „La Bulgarie d'aujourd'hui")

das falsche Tier getroffen worden, und der Tiger war einem Herzschlag erlegen, hervorgerufen durch den plötzlichen Knall des Gewehres und beschleunigt durch Altersschwäche. Begreiflicherweise machte diese Entdeckung Mrs. Packletide höchst ärgerlich, aber sie war jedenfalls die Besitzerin eines toten Tigers, und die Dorfbewohner, ängstlich auf ihre tausend Rupien bedacht, unterstützten begeistert die Fiktion, daß sie die Bestie getroffen hatte. Und Miß Mebbin war schließlich nur eine bezahlte Angestellte ... So trat Mrs. Packletide leichten Herzens vor die Kamera, und ihr Bilderruhm reichte von den Seiten des „Texas Weekly Snapshot" bis zur Illustrierten Montagsbeilage der „Yokohama Times".

Wochen hindurch weigerte sich Loona Bimberton, eine Illustrierte Zeitung anzuschauen; ihr Dankbrief für die Brosche aus Tigerkrallen war ein Musterbeispiel an Selbstbeherrschung. Die Einladung zur Lunch-Party lehnte sie jedoch ab — auch der größten Selbstbeherrschung sind Grenzen gesetzt. Das zu Ehren von Mrs. Packletide veranstaltete Kostümfest, das ihr Gelegenheit bot, als Diana zu erscheinen, mußte ebenfalls ohne Loona Bimberton stattfinden.

Einige Tage nach diesem Ball sagte Louisa Mebbin so nebenbei zu Mrs. Packletide: „Was würde es für ein Hallo geben, wenn man die Wahrheit erführe."

„Was meinen Sie damit?" fragte Mrs. Packletide barsch.

„Nun, wenn man erführe, daß Sie die Ziege getroffen und den Tiger zu Tode erschreckt haben", antwortete Miß Mebbin mit ihrem unangenehm munteren Lachen.

„Das würde niemand glauben", entgegnete Mrs. Packletide kurz; ihr Gesicht wechselte allerdings dabei die Farbe.

„Loona Bimberton würde es glauben", erwiderte Miß Mebbin.

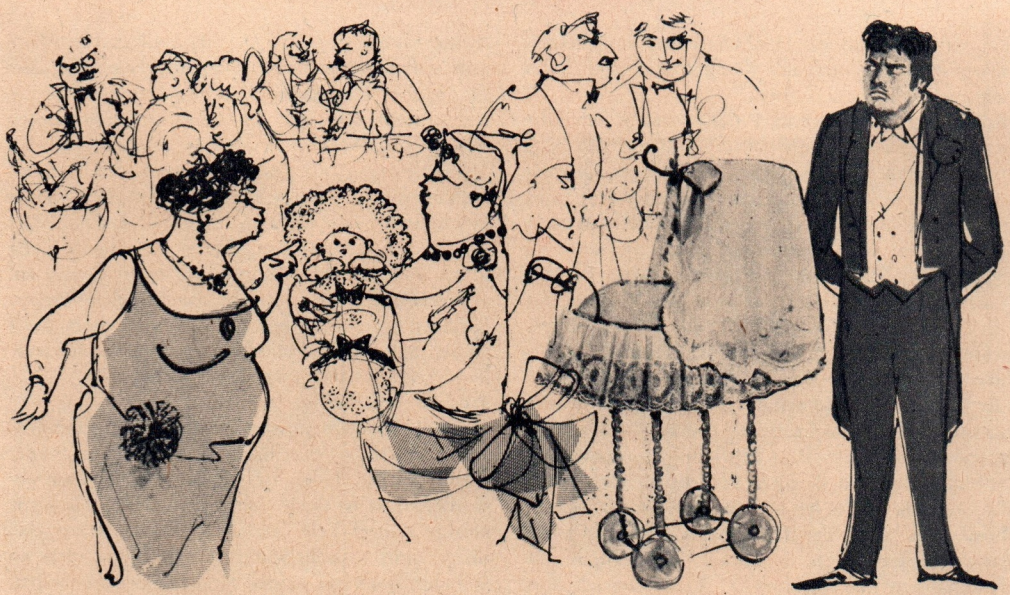
Mrs. Packletides Teint nahm eine grünliche Färbung an. „Aber Sie würden mich doch nie verraten?" fragte sie.

„In der Nähe von Dorking habe ich ein Wochenendhäuschen gesehen, das ich gerne kaufen möchte", sagte, anscheinend völlig zusammenhanglos, Miß Mebbin. „Neunhundertachtzig Pfund, mit allem Komfort. Das ist ein Spottpreis, leider habe ich aber im Augenblick nicht das Geld."

Im Garten von Louisa Mebbins hübschem Wochenendhäuschen, das sie „Les Fauves" getauft hat, prangen im Sommer die herrlichsten Tigerlilien. Diese Besitzung erregt die Bewunderung ihrer Freunde und Bekannten, die immer wieder staunen: „Wie hat Louisa das nur fertiggebracht?"

Mrs. Packletide hat sich nie wieder den Freuden der Großwildjagd hingegeben. Befragt warum, antwortete sie: „Die Spesen sind mir zu hoch."

(Aus dem Englischen)



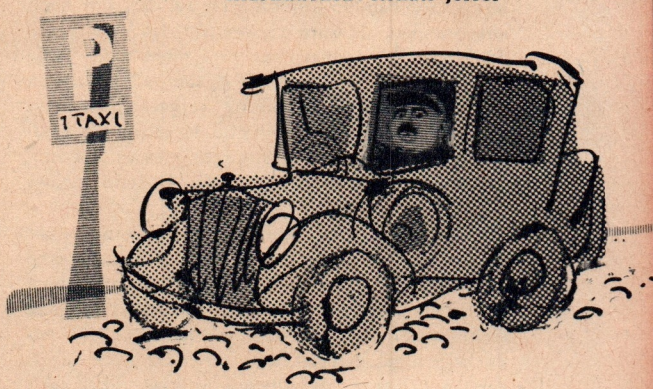
Josef Nesvadba

Die Vernunftehe

Ich habe in meinem Leben wenig gelesen. Ich las ein paar Bücher, als ich im Jahre achtundzwanzig die zweijährige Handelsschule besuchte. Und erst jetzt lese ich wieder, seit ich Taxi fahre. Das Taxifahren ist ein besinnliches Gewerbe. Manchmal wartet man stundenlang auf einen Kunden; da unterhält man sich mit den Kameraden, oder man geht Kaffee trinken, aber schließlich kriegt man beides über. Man beginnt notgedrungen zu lesen. Sonst zwingt einen das lange Alleinsein, unerfreulichen Dingen nachzusinnen. Zum Beispiel, was man in seinem Leben gut oder schlecht gemacht hat — stundenlang schämt man sich dann seiner alten Fehler. Manchmal beginnt man über das Leben im allgemeinen zu grübeln. Man wird gewissermaßen zum Philosophen. Unlängst bekam ich ein merkwürdiges Buch in die Hand. Darin las ich: „Setze den Menschen als Menschen und sein Verhältnis zur Welt als ein menschliches voraus, so kannst du Liebe nur gegen Liebe austauschen, Vertrauen nur gegen Vertrauen" — und nicht gegen Geld. „Wenn du liebst, ohne Gegenliebe hervorzurufen, das heißt, wenn dein Lieben als Lieben nicht die Gegenliebe produziert, wenn du durch eine Lebensäußerung als liebender Mensch dich nicht zum geliebten Menschen machst, so ist deine Liebe ohnmächtig, ein Unglück."
Was weiter kam, verstand ich nicht mehr. Ich weiß eigentlich gar nicht, warum ich mir die „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte" von Marx gekauft habe. Vielleicht, weil sie so billig zu haben sind. Doch das Buch hat recht. Geld für Liebe. Ich mußte an meine Hochzeit denken. Ich heiratete im Jahre dreißig. Damals wurde ich von allen beneidet. Ich nahm die Tochter meines Chefs zur Frau, die Erbin einer kleinen Fabrik in Michle*. Sie war weder hübsch noch anziehend und blieb der Familie auf dem Halse, doch für mich war die Heirat ein großer Erfolg. Sogar in der Presse wurde darüber berichtet. Ich war unter Arbeitslosen in einer Laubenkolonie auf die Welt gekommen. Und nun be-

* *Vorort von Prag*

Illustrationen: Renate Jessel



kam ich plötzlich zur Hochzeit einen funkelnagelneuen Ford. So hatte ich wenigstens etwas, in das ich mich verlieben konnte.

Früher hatte ich Jarmila Procházková geliebt, die bei uns in der Kolonie wohnte. Seit dieser Zeit habe ich sie nie mehr wiedergesehen. Wir waren damals bereits zwei Jahre miteinander gegangen, und jedermann dachte, wir würden heiraten. Jarmila arbeitete in der Appreturabteilung, sie war ein fleißiges Mädchen und viel hübscher als die Tochter meines Chefs. Doch sie hatte nur drei Tage in der Woche Arbeit. Was wäre das für ein Leben gewesen! Ich schrieb ihr einen Abschiedsbrief. Sie antwortete mir nicht. Meine Bekannten lobten mich: ‚Er hat vernünftig geheiratet, er hat 'ne gute Partie gemacht.' Es war nicht leicht gewesen, die Mama zu gewinnen, sich beim Papa lieb Kind zu machen und vor dem Fräulein Tochter verliebt zu tun. Sogar Liebesbriefe mußte ich aus einem Roman abschreiben. Aber nach der Hochzeit hatte ich's noch schwerer. Ich mußte in Salons verkehren, in die Kolonie kam ich nicht mehr. Wen sollte ich dort auch besuchen? Meine Eltern hatte ich früh verloren und war bei fremden Leuten aufgewachsen. Die waren nicht schlecht zu mir gewesen. Seltsamerweise hatte ich keinen Grund, darüber zu klagen, daß ich Waise war. Jeder strich mir über die Locken und brachte mir Zuckerwerk, besonders die Damen rührte ich. Als ich fünfzehn war, verführte mich eine. Bald wußte ich mit den Weibern umzugehen. Auch meine noble Frau konnte mir nicht widerstehen. Vielleicht war das mein Verderben. Bis zum heutigen Tag läßt sie es mich spüren, daß ich für sie zu gering bin. Bei der Taufe unseres Töchterchens fühlte ich mich unter der Verwandtschaft wie ein Eindringling. Sie behandelten mich schlechter als mein Chef. Dabei hätten sie mir dankbar sein können. War ich es doch, der es fertigbrachte, die Fabrik während der Krise noch zu erweitern, der im Krieg den Treuhändler bestach und noch bis zum Jahr achtundvierzig die Produktion aufrechterhielt. Doch dann ging es rapide bergab. Der Vater meiner Frau starb, die Fabrik wurde volkseigen, und das einzige, was uns blieb, war dieser Ford, der mir gehörte. Die ganze Familie kommt jetzt zu mir, um mich anzupumpen, als wäre ich Besitzer der Vereinigten Städtischen Autodroschken und nicht eines schäbigen Fords. Wir leben mit Bekannten zusammen in einer übergroßen Wohnung, verkaufen nach und nach, was uns geblieben ist, und ich arbeite als Taxichauffeur. Ich tu's ja nur wegen meiner Tochter. Sie muß anständig heiraten, die Enkelin meines Chefs.

Ich bin kaum über fünfzig. Die Locken meiner Jugend sind freilich lange dahin. Ich habe eine Glatze. Und bin ziemlich dick und blaß, da ich mich nie richtig ausschlafen kann. Es ist mir schon lange nicht passiert, daß eine mich mit jenem besonderen Lächeln angesehen hat, was früher für mich selbstverständlich war. Als hätte ich für diesen Ford auch meine Jugend gegeben. Und da muß ich noch froh sein, daß man mir die Konzession gelassen hat, dem Mann einer Fabrikantin. Und zu Hause wiederum soll ich froh sein, daß die ehemaligen Fabrikanten sich um mich kümmern. Als wäre ich schuld an den Veränderungen, als könnte meine Kolonie dafür. Von allen Seiten werde ich beschimpft. Seit meiner Hochzeit war ich nicht mehr in der Kolonie. Die Leute, die dort wohnen, fahren auch heute noch selten Taxi. Doch unlängst hielt mich jemand an, ein Fräulein, und wollte in das Gäßchen meiner Kindheit fahren. Ich war ein bißchen gerührt, guck in den Spiegel, wer einsteigt, und denke, ich verliere die Herrschaft über das Steuer.

Jarmila! Wahrhaftig, Jarmila!

Doch das Fräulein mustert mich wie einen Fremden. Natürlich, sie erkennt mich nicht, ich habe allerlei durchgemacht. Doch ist sie denn nicht älter geworden? Das ist doch nicht möglich, daß sie keine einzige Runzel, kein einziges graues Haar hat, daß sie genauso aussieht wie einst? Ich glaube nicht an Wunder, doch auf einmal fand ich es ganz selbstverständlich, daß mir an diesem Maientag, voller Flieder und Apfelblüten, meine Jugendliebe erschien. Mir war, als flöge ich mit Vollgas zu den Wolken empor ...

Jarmila!

Doch ihre Stimme war anders. Sicher war sie Jarmilas Tochter. Ich mußte jäh bremsen, um nicht in die Straßenbahn hineinzufahren, um nicht in Tränen auszubrechen.

„Wo fahren Sie denn hin", sagte sie. „Ich wollte in die Kolonie."

Warum sollte denn Jarmila keine Tochter haben. Ich habe ja auch schon eine.

„Hier lang ist es am kürzesten, Fräulein Procházková."

„Ich heiße nicht Procházková."

„Wohnen Sie noch immer in Nummer achtzehn?"

Ich hätte meine Kolonie beinah nicht wiedererkannt. Man hatte dort plötzlich zu bauen begonnen. Wo war die Nr. 18 geblieben? Das war ein alter Eisenbahnwagen gewesen, den die Procházkas für ein paar Kronen gekauft hatten. Jetzt stand dort ein großes Haus, und sie wohnten im dritten Stock. Ich war noch nicht wieder ganz zu mir gekommen. Ich ging mit dem Mädel hinauf und läutete. Ich verlangte gar keine Bezahlung. Oben machte uns ein fremder Mann auf. Im Vorzimmer standen Koffer, er grüßte nicht einmal.

„Warten Sie auf mich!" sagte er böse. „Ich werde ein Taxi brauchen. Sie können inzwischen meine Koffer heruntertragen." Er lief fort.

Ich sah ihm ein wenig neiderfüllt nach. Er hatte gerade solche Locken wie ich in meinen jungen Jahren. Und die gleiche Eroberermiene.

Jarmila kam auf den Gang hinaus, sie hatte eine Schürze um, ihre Tochter hatte ihr wohl Bescheid gesagt.

Sie war noch immer ziemlich hübsch. Sie hatte sich

nicht viel verändert. Und sie hatte schon drei Kinder. Sie hatte den Hans geheiratet, einen Spielgefährten von uns. Er schielte, war aber ein großer Raufbold und wußte immer, wo Blindschleichen oder Wasserratten zu finden waren. Mir war nie in den Sinn gekommen, daß sie einander hätten heiraten können. Ich hatte gedacht, einmal würde ich mit meinem Ford zu Jarmila kommen und sie zu mir nehmen, und wir würden auf unsere alten Tage doch noch heiraten. Wie oft wollte ich als nobler Herr in die Kolonie zurückkehren. Und als Taxichauffeur war ich wiedergekommen. Ich hätte es lieber nicht tun sollen. Jarmila ahnte vielleicht gar nicht, daß ich an sie gedacht hatte.

„Ich erinnere mich nicht gerne daran", sagte sie vorwurfsvoll. „Du hast mir damals furchtbar weh getan. Aber so seid ihr Männer nun einmal."

„Auch mir habe ich ein Leid zugefügt. Jarmila."

„Besuch uns einmal, wenn Hans zu Hause ist. Bei uns herrscht heute ein großes Durcheinander. Meine Älteste trennt sich von ihrem Mann. Sie hat vor zwei Jahren geheiratet. Einen hübschen netten Burschen, wir hatten ihm eine Stelle beschafft. Aber so seid ihr Männer nun mal ..."

Will sie mich etwa mit diesem Laffen vergleichen? Der stürzte gerade wütend aus der Tür, packte die beiden Koffer, riß mich mit, knallte die Tür hinter sich zu und stürzte, ganz rot im Gesicht, zu meinem Ford.

Er redet nicht, macht ein finsteres Gesicht, aber er ist wirklich ein hübscher Junge. Ich beneide ihn fast. Wie oft wollte ich so der Familie meines Chefs den Rücken kehren. Aber ich durfte es nicht. Die Fabrik hielt mich, und mein Ford. Meine Ehe konnte nicht geschieden werden. Sie wurde durch zu starke Bande zusammengehalten. Von Jarmila hätte ich mich freilich nie getrennt. Und ihre Tochter ist beinahe noch hübscher.

„Hochzeiten fahre ich oft", sagte ich langsam. „Aber eine Scheidung habe ich noch nie gefahren. Da rufen die Leute gewöhnlich kein Taxi. Schade, so ein hübsches Mädel."

„Hübsch", mein Fahrgast gerät in Wallung, er fühlt anscheinend das Verlangen, sich auszusprechen. „Hübsch, darauf bin ich auch hereingefallen. Aber Schönheit ist doch nicht alles. Auf ein hübsches Gesichtchen können Sie nicht ihr Leben aufbauen. Und mit ihrem Vater geht es bergab. Man schickt ihn wieder an die Tischlerbank zurück, das ist es. Begreifen Sie, was das bedeutet?"

Ich begreife nicht. Ich kann mir nicht vorstellen, was Hans denn nun ausgefressen hatte.

„Ich als Schwiegersohn wäre mit ihm auf den Hund gekommen. Vielleicht müßte ich am Ende gar noch mit der Schippe arbeiten. Sehen Sie, und da dachte ich, ich hätte aus Vernunft geheiratet."

„Ich habe einst auch aus Vernunft geheiratet", sage ich.

„Sie haben es gewiß schwerer gehabt", bedauerte er mich. „Wen haben Sie denn zur Frau genommen?"

Er mustert mich frech.

„Was geht Sie denn das an?"

Aber er ist nicht beleidigt. Diese Burschen haben ein dickes Fell. Was habe ich selbst in meinen jungen Jahren an Beleidigungen heruntergeschluckt.

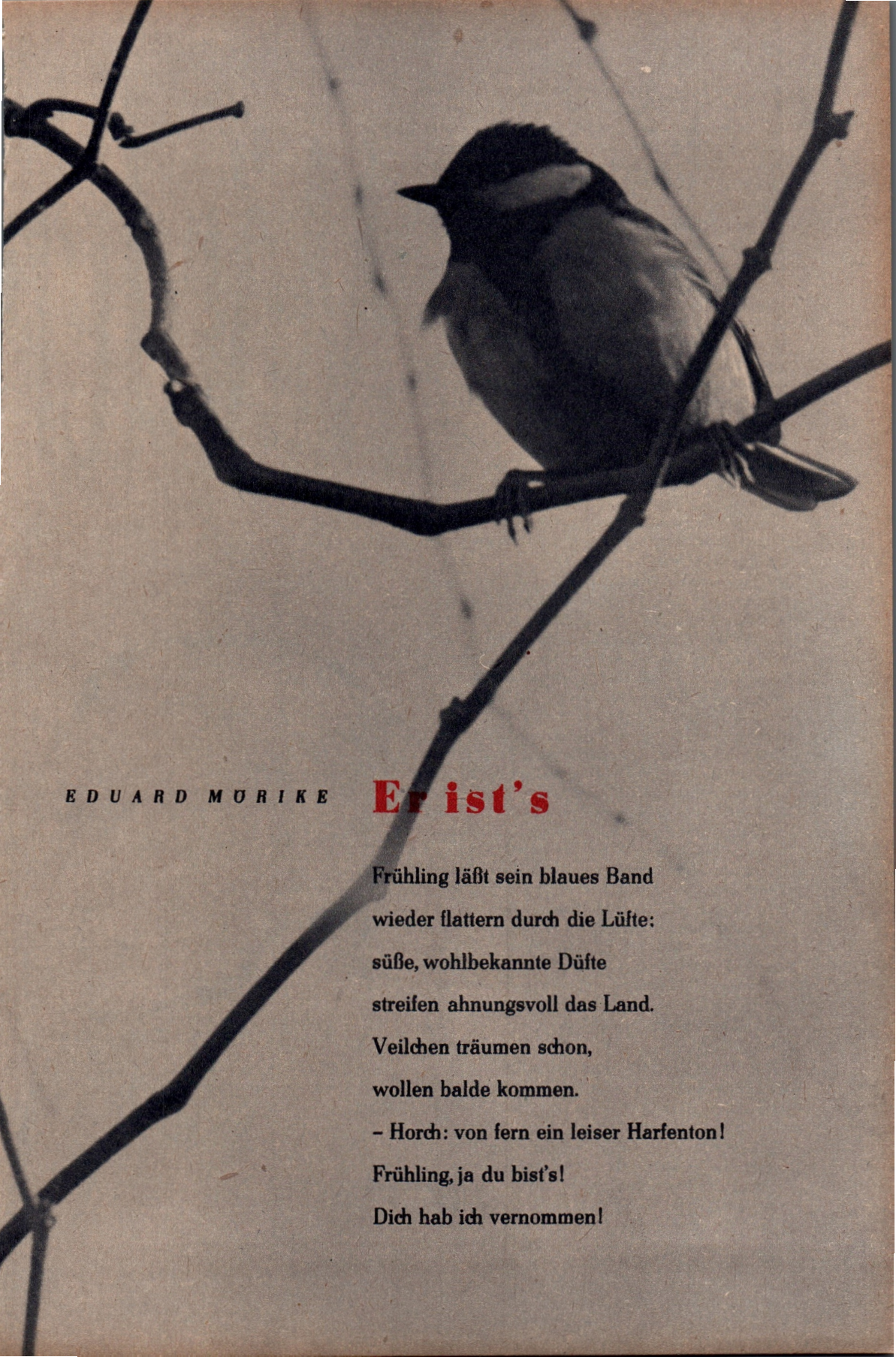
„Ich weiß, irgendeine mit hübsch ein paar Tausenden, einem anständigen Vermögen. Ja, das war ein Leben, Chef, was? Ohne Sorgen. Das waren Zeiten. Aber heute? Ich kann doch keine Tochter eines Angestellten aus der HO heiraten! Ich ging mit einer, ihr Vater war Verkaufsstellenleiter in einem HO Fleischladen, aber nach einer Woche wurde ihr Papa eingelocht, weil er die Leute beschummelt hatte. Also entschloß ich mich für diese, ihr Vater war ein Funktionär, und siehste wohl: statt auf eine Gesandtschaft schickt man ihn an die Tischlerbank. Und dabei kann ich jedes Mädel haben, das ich will. Aber sagen Sie mir, wen soll man sich aussuchen? Die Jahre vergehen, und meine Haare werden dünn. Ich muß mich bald entscheiden. Am besten doch so eine, die selber verdient. Aber da gehen Sie auch nie sicher. Entweder gibt sie Ihnen nach einer Weile den Laufpaß, oder sie kriegt ein Kind und will dann nicht mehr arbeiten gehen. Sagen Sie mir also, was ich tun soll. Früher hätt' ich zumindest die Tochter eines Fabrikanten geheiratet."

„Sei'n Sie doch froh." Er sieht mich verständnislos an. „Sie wären nicht glücklich geworden. Sie können doch jetzt die heiraten, die Sie lieben. Heiraten Sie aus Liebe!"

„Aus Liebe?" Er versteht mich nicht. Er beginnt über meine Sentimentalität zu grinsen.

Ich erinnere mich an das Buch. Heute braucht wirklich niemand mehr Liebe zu kaufen.

(Aus dem Tschechischen von Dr. Hans Gaertner)



EDUARD MÖRIKE

Er ist's

Frühling läßt sein blaues Band
wieder flattern durch die Lüfte:
süße, wohlbekannte Düfte
streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
wollen balde kommen.
– Horch: von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist's!
Dich hab ich vernommen!

Mörder

Im Labor für Hydrazinforschung schrillte das Telefon. Die blonde Assistentin nahm den Hörer von der Gabel. „Sie wünschen Herrn Dr. Forster? Er möchte aber bei seiner Analyse nicht gestört werden!“ Eine rasselnde Stimme erklang. „Hier spricht die Werkleitung. Dr. Forster soll unverzüglich in das Direktionszimmer nach Me 24 kommen!“ Monotones Summen. Die Verbindung war abgeschaltet.

Der Diplomchemiker sah stirnrunzelnd auf, als sich die Glastür zu seinem streng behüteten Versuchsraum öffnete, drehte aber den Düsenbrenner unter der Retorte langsam zu, als er das Wort Werkdirektion vernahm. Seine Mitarbeiterin half ihm aus dem weißen Kittel. Vor den Herren im Chemie-Vatikan durfte man nicht in Dienstkleidung erscheinen. Die Assistentin stellte beim Hinausgehen fest, daß der Doktor in letzter Zeit einen etwas müden Gang hatte.

Im Direktionszimmer schob der Leunachef gewohnheitsmäßig das silberne Kästchen mit Brasilzigarren über den Schreibtisch. „Nehmen Sie Platz, Doktorchen. Habe gestört, was? Schätze Ihren Arbeitseifer, müssen aber unumgängliche Angelegenheit klären.“

Dr. Forster sah überrascht auf. „Sind Reklamationen gekommen?“ Der Direktor verzog das mensurzerhackte Gesicht zu einem Lächeln. „Im Gegenteil! Gerade Ihre Produktion findet immer wieder allerhöchste Anerkennung, kann nur aus verständlichen Gründen nicht öffentlich dokumentiert werden. Aber die Zeit dafür kommt noch!“ Der Leunakönig strich behutsam über die silbernen Totenköpfe am Kragenaufschlag seiner SS-Obersturmbannführer-Uniform. „Kleine private Sache heute, Doktorchen! Wie alt ist eigentlich Ihr Töchterchen, das so meisterhaft Tennis spielt?“ „Achtzehn Jahre, Herr Direktor“, klang es etwas verwundert auf. Der gestrenge Chef prüfte mit tastenden Fingern den korrekten Sitz des EK I unter dem Herzen und lächelte wieder jovial. „Ist ja fabelhaft! So ein Goldtöchterchen von achtzehn Jahren nach kaum zehnjähriger Ehe! Kleine Jugendsünde für das Vaterland, süßes Andenken der Sturm- und Drangperiode, was, Doktorchen?“ Dr. Forster ging auf diesen Ton nicht ein. „Unsere Dora ist ein angenommenes Kind, stammt von einer Jugendfreundin meiner Frau!“

„Adopiert?“ fragte der Direktor.

„Noch nicht!“

„Und wie ist der Name Ihrer — Tochter?“

Der Diplomchemiker erhob sich. „Sie heißt Dora Friedmann! Aber was soll das alles, Herr Direktor? Bin ich hier zu einem Verhör?“

„Behalten Sie Platz, lieber Forster! Kleine unangenehme Geschichte, Ihr, hm, Wahlkind ist — Jüdin! Schauen Sie hier, Ahnenurkunden! Glücksumstand für Sie, daß sie gerade in meine Hände kamen!“

Dr. Forster war aschgrau geworden. „Herr Direktor! Sagen Sie mir um Gottes willen die Wahrheit! Meine Frau und ich sehen in dem Mädchen unser ganzes Lebensglück!“

Der Obersturmbannführer brannte sich umständlich eine Brasil an. „Alles verständlich, Doktor. Deshalb will ich Ihnen ja auch helfen. Kennen doch unsere Rassengesetze, hart, aber notwendig!“ Der Leunachef schaute prüfend nach der gepolsterten Doppeltür und dämpfte seine sonst knarrende Kommandostimme. „Mache Ihnen einzig möglichen Vorschlag! Wir bringen Ihre — Dora in die Schweiz. Habe dort von früher Verbindung zu erstklassiger Töchterpension in Lausanne. Arrangieren Fahrt im Dienstwagen über die Grenze . . . !“ Dr. Forster lag wie gekreuzigt in dem schweren Ledersessel, seine Arme hingen verkrampft über den wulstigen Armpolstern. Verstört starrte er auf die schwarze Uniform seines Chefs. Doch dieser klopfte ihm leicht auf die Schulter. „Reißen Sie sich zusammen, Doktor. Unsere große weltgeschichtliche Aufgabe darf nicht durch persönliche Gefühle gestört werden. Nur Ihre unschätzbaren Verdienste für Führer und Reich bewegten mich zu der auch für mich gefahrvollen Hilfe. Gestapo ist in solchen Sachen unsentimental. Gerade nach den letzten großen Bombenangriffen schnüffeln die Kerle in sämtlichen Personalakten. Kopf hoch! Nicht die Nerven verlieren. Fahren Sie jetzt nach Hause, und treffen Sie unauffällig alle Vorbereitungen zur Abfahrt für heute abend!“

*

Dora Friedmann ist niemals in Lausanne angekommen. Im September 1944 fand man Dr. Forster mit seiner Frau erschossen in dem Einfamilienhaus in Neu-Rössen auf. Ein Schreiben mit dem Poststempel Auschwitz lag auf dem Schreibtisch. In Maschinenfraktur-Typen waren die kalten Worte auf das gelbe Kanzleipapier gehämmert: „Dora Friedmann am 10. September durch Herzschlag verstorben. Urnenbeisetzung bereits erfolgt.“

Die alte Haushälterin, die das Ehepaar am Morgen tot auffand, verbrannte den Brief, nachdem sie ihre Fassung wieder hatte, ehe die Kriminalpolizei kam. Dr. Forster hatte darauf einen handschriftlichen Zusatz gemacht: „Und ich bin ihr Mörder! Man hat unsere Dora mit Zyklongiftgas umgebracht, an dessen Herstellung ich selbst beteiligt war!“

Otto Wittke

Illustration: Paul Rosié

Aus der im Chemie-Preisausschreiben ausgezeichneten Erzählung „Mit der linken Hand geschrieben“. Der Autor, gelernter Buchdrucker, wirkt als Dozent an der Volkshochschule der Leuna-Werke.

Keine Ratschläge von Maximilian Scheer

Wollen Sie RAUCHEN ODER NICHT?

Das Motto

Aufhören zu rauchen? Nichts ist leichter als das. Ich habe tausendmal aufgehört. (Mark Twain)

Die Kompetenz

Ich darf mich als Fachmann vorstellen. Meine Lungen sind international beduftet. Ich rauchte in Frankreich die leichte Salambo, in Amerika die schwere Camel, in der DDR die edle Turf, in Moskau die kräftigen Papyrossi, in afrikanischen oder asiatischen Ländern das manchmal vorzügliche einheimische Kraut oder die englischen Players. Kurz, ich bin als wandernder, seefahrender, fliegender Schornstein legitimiert.

Zeichnung: Karl Schrader

Der Anlaß

Vor dem Beginn einer der seltenen Frühsitzungen des Deutschen Schriftsteller-Verbandes saßen einige von uns gemeinsam am Kaffeetisch, und einer sagte zu seinem Nachbarn: „Das ist heute morgen schon deine dritte Zigarette."

„Die vierte", korrigierte der Raucher und steckte sie in Brand.

Der Mahner schüttelte den Kopf, und der Raucher beharrte: „Mensch, laß mich doch, wenn's mir schmeckt. Du hast doch keinen Schaden davon."

Der andere hob die Schulter. „Vielleicht schreibst du drei oder vier Bücher weniger."

„Ach, Quatsch!"

So also waren wir beim Thema Rauchen. Jeder gab das Seine hinzu. Ich raffte eine kleine Geschichte. Als ich geendet hatte, hörte ich in das Schmunzeln und Lachen: „Das mußt du schreiben." Drum.

Die Frühgeschichte

In meiner Jugend erzählte mein Vater uns Kindern einmal folgendes: „Ich war ein starker Raucher. Eines Morgens stand ich mit schwerem Kopfe auf, ergriff meine Pfeifen, nahm dazu Tabak und die Zigarren, die ich im Hause hatte, und warf alles zum Fenster hinaus auf den Misthaufen." (Meine Eltern wohnten auf dem Lande.) „Eure Mutter sah, was ich tat, und rief ganz aufgeregt: ‚Mann, bist du verrückt geworden?' Ich sagte: ‚Nein, jetzt werde ich vernünftig.'"

Ich selbst hatte wohl gerade vorher mit dem üblichen übeln Erfolg den ersten Zigarettenversuch gemacht und fragte nun meinen Vater: „Wie alt warst du damals?" Er sagte: „Das ist schon mehr als zehn Jahre her." — „Und seitdem hast du nie mehr geraucht?" — „Nein."

Ich rechnete aus, daß er damals Anfang der Vierzig gewesen sein mußte, und sagte mir:

‚Da hast du noch eine Menge Zeit, dich endgültig zu entscheiden.' Da Vaters Entschluß ungefähr in die Zeit meiner Geburt gefallen sein mußte, konnte ich sowieso nie wissen, ob ich von einem Raucher oder einem Nichtraucher gezeugt worden war.

Die Vorgeschichte

Zwar rauchte ich in meiner Jugend hin und wieder eine Zigarette, aber den Titel Raucher erwarb ich mir nicht bis in mein dreißigstes Jahr. Dann wurde ich plötzlich ein Schlot. Das kam so (der Versucher ist bekanntlich ganz raffiniert): Ich fuhr Ende der zwanziger Jahre mit einem Freund nach Paris, der Nichtraucher war wie ich. Auf der belgischen Grenzstation kaufte er eine Schachtel Zigaretten, brannte sich eine an und sog wie ein Backfisch.

„Sie rauchen?" fragte ich.

„Nur wenn ich nach Paris fahre."

„Ach", sagte ich und dachte: ‚Dieser geheime Casanova.'

„Das hier ist die einzige Zigarettensorte, die ich rauche", ergänzte er. „Die gibt es in Deutschland nicht, oder sie ist schrecklich teuer. Probieren Sie mal."

„Ich rauche doch nicht."

„Bloß mal ein paar Züge, damit Sie wissen, wie sie schmeckt." Er sah wie ein ganz normaler Mensch und gar nicht wie ein Versucher aus. Ich tat ihm den Gefallen, fand den Rauch fremdartig schmackhaft, kaufte für alle Fälle selbst eine Schachtel — man kann sie ja immer verschenken —, kaufte eine zweite und dritte in Paris, weil die erste bald leer war, und als ich zurück war, schüttelte ich mich vor dem schlechten deutschen Zeug, aber ich rauchte es und kam mir vor wie ein Held, der sich überwindet. Wenn ich meinem Freund gelegentlich eine anbot, lächelte er fein, der Schurke, und sagte mit delikatem Stolz: „Sie wissen, ich rauche nur in Paris."

Das Intermezzo

Über den Alltag eines Rauchers ist nur zu sagen, daß ihm das Qualmen schmeckt und daß er dem Nichtraucher meistens sagt: „Sie Glücklicher!" Einmal besuchte ich einen, der mir im Laufe des Gesprächs verriet, er rauche am Tage vierzig, fuffzig Zigaretten.

„Sie sind ein genußsüchtiger Mann", lachte ich.

„Weit gefehlt", knurrte er.
„Wie bitte?"
„Ich hasse Zigaretten."
„Kein Genuß beim Rauchen?"
„Genuß?" begehrte er auf. „Ich finde den Geschmack abscheulich."
Ich wußte, daß er gerne amerikanisch parfümierte Zigaretten rauchte und fragte: „Auch den amerikanischen?"
„Ich hasse jeden Rauch auf der Zunge."
„Aber Sie rauchen unausgesetzt?"
Wütend: „Ja."
„Dann", sagte ich, „sind Sie ein Masochist."

Meine Geschichte (endlich)

Nicht lange vor seinem Tode sagte mir mein guter alter Freund, der Dichter Rudolf Leonhard: „Du rauchst viel. Und immer Zigaretten. Da ist doch nichts dran. Hast du's mal mit einer Zigarre versucht? Zigarren schmecken viel besser."
„Dir, Rudolf", sagte ich.
Er lachte und sagte: „Wie kannst du wissen, ob sie dir nicht auch besser schmekken? Du rauchst ja keine."
„Wie kannst du wissen", gab ich zurück, „wie mir die Zigaretten schmecken?"
Er war ein hartnäckiger Optimist und sagte: „Ich bin fest davon überzeugt, du bleibst bei Zigarren, wenn du's nur einmal versuchst. Fang mit dieser mal an."
Ich fing an.
Gewissenhaft rauchte ich Zigarren.
Nach einer Woche saßen wir wieder beisammen. Rudolf rauchte eine Zigarre. Ich auch. Mit dezentem, immerhin fühlbarem Triumph sagte er: „Zigarren sind eben besser."
„Mag sein", murrte ich.
„Sie schmeckt dir doch!" sagte er heiter.
„Ziemlich", gab ich freundlicherweise zu.
„Nur war dein Rat ein bißchen kostspielig."
„Wieso?" fragte er rasch und besann sich: „Zigarrenrauchen ist vielleicht etwas teurer. Dafür schmeckt es und ist gesund."
„Kann sein", sagte ich melancholisch. „Eigentlich hätte ich das Zigarrenrauchen doch nicht anfangen sollen. Ich rauche jetzt fünf bis sechs Zigarren am Tag . . ."
„Siehst du!" triumphierte er offen.
„. . . und das frühere Quantum Zigaretten außerdem", schloß ich milde.
Rudolf lachte schallend, verlor aber seine pädagogische Besessenheit keineswegs. Sein Optimismus erhielt eine neue Nuance. „Wahrscheinlich genügt dir die Zigarre nicht", vermutete er. „Du mußt es machen wie ich. Ich rauche ja Zigarren und Pfeife. Ich werde dir eine Pfeife schenken."
Das nächste Mal brachte Rudolf drei Bruyère-Pfeifen mit und legte sie behutsam auf den Tisch. „Zwei sind für dich. Du kannst wählen. Die dritte nehme ich."
Ich nahm zwei. Drauf sagte Rudolf: „Nimm die dritte auch. Es ist die einzige, die mir nicht gefällt. Ich hatte gehofft, du nimmst sie."
Diesmal lachte ich. „Offen gesagt, mir gefällt sie auch nicht." Aber sie blieb mir. Ich besaß nun drei Pfeifen. Rudolf erklärte mir fachmännisch, wie man eine Pfeife anraucht, welchen Tabak man am besten nimmt, wie man eine Pfeife reinigt und welche vielen Arten von Pfeifen es überhaupt gibt.
Ich hörte mit Vergnügen zu und rauchte von seinem Tabak mit geringerem Vergnügen die erste Pfeife. Deutlich gesagt, schmeckte sie scheußlich. „Gut?" fragte er.
„Ziemlich", sagte ich sauer.
„Du wirst dich daran gewöhnen", sagte er in unverwüstlichem Optimismus.
Ich gewöhnte mich wirklich.
Aber beim nächsten Treff rauchte ich eine Zigarette. Er sah mich fragend an.
„Oh", sagte ich, „keine Sorge, ich rauche deine Pfeifen. Reihum. Ich habe sie alle in Gebrauch."
Er lächelte genießerisch, sogar ein wenig geschmeichelt.
„Hin und wieder eine Zigarette schadet nicht", räumte er ein.
„Gewiß nicht", meinte ich. „Im Grunde aber, weißt du, bin ich durch dich erst zum richtigen Raucher geworden."
„Genau das hab ich dir vorausgesagt", sagte er strahlend.
„Ich rauche jetzt nämlich", fuhr ich gelassen fort, „am Tage fünf bis sechs Zigarren, fünf bis sechs Pfeifen und dazu natürlich das frühere Quantum Zigaretten."

Die Nachgeschichte

Pfeife und Zigarre blieben ein Genußversuch am untauglichen Subjekt und waren bald wieder abgeschafft, doch eines Tages beschloß ich, das Rauchen überhaupt

einzustellen. Mein Verbündeter war diesmal eine Bronchitis, die in der rauhen schönen Juniwitterung von Ahrenshoop akut geworden war. Ich befand mich nämlich in Urlaub.

Von dem Tage an, da ich das Rauchen aufgab, war ich ungenießbar. Ich war finster, wenn ich aufstand, unzugänglich, wenn ich schlafen ging, mürrisch den ganzen Tag. Ich sagte kaum ein Wort, rannte fast den ganzen Tag herum, lief weite Strecken am Meer und sagte mir immer: „Du willst nicht rauchen. Du rauchst also nicht. Gratuliere." Ich war stolz auf mein Elend. Es dauerte vierzehn Tage, da schlug der Blitz ein. Ich hatte mich verpflichtet, einen Aufsatz über einen früheren, halbvergessenen Schriftsteller zu schreiben, dessen Werk ich seit meiner Jugend kannte und liebte. Ich hatte mich auf die Arbeit gefreut. Aber sooft ich mich rauchlos hinsetzte, kam kein Satz zustande, kein vernünftiges Wort. Nun war der Endtermin gekommen. Jetzt mußte geschrieben werden. Es half nichts. Die Sonne schien wunderbar. Das Meer leuchtete märchenhaft. Ich saß im düsteren Zimmer. Neun Uhr. Kein Wort. Elf Uhr. Keine Zeile. Zwölf Uhr. Nichts, nur Gekritzel. Ich ging vors Haus. Die Sonne lachte mich aus. Jemand, der meinen Kampf kannte, kam vom Strand, leuchtend, lächelnd, und sagte mit gutmütiger Deutlichkeit: „Du bist ja verrückt. Rauch eine Zigarette, und du kannst schreiben."

Die Zigarette schmeckte wie das Paradies mit dem Versucher. Ich rauchte den Rest des Tages und schrieb keine Zeile. Später kam der schlanke Kopf des längst verstorbenen geliebten Schriftstellers mit seinem kurzen krausen Haar auf mich zu, und die großen, ein wenig schwermütig träumenden Augen sagten: ‚So ist der Mensch. Er ist ein Sklave geblieben. Die Zigarette diktiert das Gehirn, die Hand, den Mund, den Atem.' Ich dachte nach und fand, daß ich ungenießbar gewesen war und nicht hatte arbeiten können, weil ich im Grunde das Rauchen gar nicht aufgeben *wollte*. Ich hatte mir selbst etwas vorgespielt. Ich war das Opfer meiner eigenen Spiegelfechterei geworden. Ich war ja gar nicht gegen das Rauchen. Ich war gegen die Versklavung durch das Rauchen. Ich war gegen die Unterwerfung unter die Zigarette. Darum kam ich eines Tages zu dem Schluß, es müßte dann leicht sein, das Rauchen aufzugeben, wenn man es wirklich wollte und sich selbst von den Gründen überzeugt habe, warum man es wollte. Ich sagte mir: ‚Heute abend rauchst du die letzten Zigaretten. Rauche, soviel du willst. Morgen früh stehst du wie üblich auf, wäschst dich wie sonst, kleidest dich an wie jeden Tag, frühstückst wie immer — und dann rauchst du eben nicht, sondern setzt dich ganz einfach an den Schreibtisch und arbeitest, als hätte sich nichts geändert. Du vergißt völlig die Zigarette.'

Gesagt. Getan. Ich rauchte nicht mehr.

Schlußwort

Als ich meine Geschichte und Nachgeschichte vor der Tagung der Schriftsteller mit dem Zeitraffer erzählt hatte, sagte der Raucher, der schon vier Zigaretten in seiner Lunge hatte, in brütendem Ernst: „Was du da von der Versklavung gesagt hast, das gibt mir zu denken. Da ist was dran." Damit nahm er die fünfte Zigarette aus seiner Schachtel.

„Ich fuhr einmal", antwortete ich im Aufbruch, „vier Stunden im Auto mit einem persischen Schriftsteller. Keiner rauchte. In der fünften Stunde griff er während der Unterhaltung in seine Brusttasche, holte ein Etui hervor und bot mir eine Zigarette an. Ich dankte und sagte: ‚Ich dachte, Sie rauchen nicht.' Er tat einen leichten Zug und sagte: ‚Ich wurde in meiner Heimat von der Reaktion verhaftet. Nichts fehlte mir so bitter wie das Rauchen. Meine Schwester brachte mir Zigaretten. Ich rauchte sie. Nach einigen Tagen erschrak ich: Diese Zigaretten hatte meine Schwester kaufen müssen, und sie besaß kaum Geld. Ich rauchte im Gefängnis nicht mehr. Seitdem rauche ich nur, wenn ich es will.'"

„Ich will ja immer", griente der Raucher, der kurz vorher die Versklavung bebrütet hatte.

„Du *willst* nicht", sagte der Mahner, „du *mußt* wollen. Auf jeden andern Genuß kannst du unschwer verzichten, auf Rauchen nicht. Du bist nämlich süchtig. Du bist wirklich ein Leibeigner. Die Zigarette ist dein Feudalherr."

Wolfgang Yoho

DER A-A-CLUB

Langzeitunterhaltung erforderlich

Illustrationen: Rudolf Peschel

Ohne Zweifel werden unsere Studenten von heute — und nicht nur sie — den Kopf schütteln, wenn sie diese Geschichte lesen. Ohne Zweifel haben sie mit ihrem Kopfschütteln recht. Trotzdem möchte ich sie erzählen als ein kurioses Kapitel aus längst vergangener Zeit, aus der Zeit der zwanziger Jahre nämlich, die manchen, die sie erlebt haben, noch heute so unvergleichlich interessant dünkt, daß sie nur mit Wehmut sich ihrer zu erinnern vermögen. Zugegeben: Es gab, vor allem bei uns Studenten von damals, so manchen kühnen Gedankenflug, aber die meisten dieser Flüge führten ins Leere. Und so mancher derer, denen schon an der Wiege bestimmt worden war, einmal die Hörsäle der Universitäten zu bevölkern, kam sich bei seinen Gedankenspielereien sehr geistreich und überlegen vor. Ob mit Recht, mag der Leser selbst entscheiden, dem ich jetzt, für die allzu lange, aber nicht überflüssige Vorrede mich entschuldigend, meine Geschichte vorsetze ...

Borax, Silp und ich saßen an einem eisig kalten Winternachmittag, der kollegfrei war, schon die vierte Stunde in der mollig warmen Stube des Studenten-Tagesheims, vertrieben aus der Unwirtlichkeit unserer ungeheizten Buden. Aber wir waren nicht müßig, und es war uns nicht nur um äußere Wärme zu tun. Unsere Köpfe waren heißer als der Kanonenofen in der Ecke, denn wir stritten um philosophische, juristische, volkswirtschaftliche Fragen mit einem Eifer und einer Leidenschaft, als müsse die Menschheit zugrunde gehen, wenn wir drei nicht an diesem Nachmittag alle Probleme lösten, die gewitzte Köpfe seit Jahrhunderten beschäftigten.

Ich war gerade dabei, eine ebenso glänzende wie unwiderlegbar logische These geistig zu verdauen, die Silp, der Jurist unter uns, in die Debatte geworfen hatte; es wollte mir gerade recht traurig zumute werden bei dem Gedanken, daß ich weder Silps messerscharfer Dialektik noch dem praktischen Verstand unseres Nationalökonomen Borax je etwas Gleichwertiges würde entgegensetzen können, als ein plötzliches Ereignis unsere Diskussion jäh unterbrach.

Worp, ein Mediziner, betrat den Raum und kam bestürzt auf uns zu. Alles, was nun geschah, war für mich so unverständlich, daß ich mich in ein Irrenhaus versetzt glaubte.

Kaum hatte Worp unseren Tisch erreicht, machte er, zu Borax gewandt, ein seltsames Zeichen, indem er den ausgestreckten Zeigefinger seiner rechten Hand langsam und bedeutungsvoll von links nach rechts über die Stirn führte. Borax nickte gleichmütig und zupfte sich mit einer Bewegung, der man die lange Gewöhnung ansah, mit Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand das linke Ohrläppchen kurz und energisch. Dann zog er Papier und Bleistift aus der Tasche und wartete. Worp aber ließ sich mit verzweifelter Miene in den Stuhl fallen und stöhnte, zu Silp gewandt: „Briefschwalben gänzlich ausverkauft!" Silp zögerte nach dieser sinnlosen Feststellung seines Kameraden nicht länger als den Bruchteil einer Sekunde, ehe er mit lässiger Gebärde die Frage stellte: „Nordkap oder Gedächtnisstörung?" Worp darauf: „Nein! Wenn das Hufeisen nicht losgebrochen wäre, hätte die Tasse kaum ranzig werden können." Silp schien unwillig über das Vernommene: „Streiten wir doch nicht um das Konfessionelle! Bekanntlich fiel das Thermometer schon vor drei Wochen." Worp nickte bestätigend wie über die größte Selbstverständlichkeit mit dem Kopf, beugte sich zu Silp herab und fragte: „Aber die Bettwäsche ist doch nicht beleidigt?" Ohne eine Miene zu verziehen, gab der zurück: „Dabei habe ich sofort erklärt, daß Löwen nur ausnahmsweise nach Hektolitern gemessen werden." Diesmal schien Worp etwas verwirrt und um eine Antwort verlegen, sah ängstlich zu Borax hinüber, der sich an dem Gespräch — wenn man es schon so nennen will — nicht beteiligt hatte und gerade seinen Bleistift zückte. Dann stieß er schnell hervor: „Wasser bleibt Wasser! Aber wenn August um drei Uhr nicht kommt, sind wir verloren." Borax aber machte, kaum war dieser Satz ausgesprochen, einen Strich aufs Papier, worauf Worp zusammenzuckte.

Meine Spannung war fast unerträglich geworden. Ich wollte etwas sagen; aber mit befehlender Gebärde und Anzeichen des Unwillens hieß mich Borax schweigen. Silp sagte, die Augen unerbittlich auf seinen Gesprächspartner Worp geheftet: „Die Erdbeertorte bei Shakespeares gestern war reichlich kurzbeinig!" Um Worps Mundwinkel ging bei diesen irrsinnigen Worten ein Zucken, er umklammerte mit seinen Fingern krampfhaft die Tischkante und preßte zwischen den Lippen das Wort

„Tatsächlich?“ hervor. Borax aber machte einen zweiten Strich auf das Papier und blickte prüfend auf den Sekundenzeiger seiner Uhr. Wie ein Ertrinkender, der in letzter Sekunde einen rettenden Balken umklammert, stöhnte Worp: „Holzgas ist impotent!“ Aufatmend und mit einem schwachen Lächeln des Triumphes blickte er danach auf seinen „Diskussionsgegner“ Silp. Der aber, eiskalt und ungerührt, meinte nur: „Warum hältst du den Krawattenstoff für so schmackhaft?“ Worp, der sich anscheinend wieder etwas gefangen hatte, äußerte sofort: „Ich konnte ihm den Mord ja nicht beweisen!“ Silp erwiderte wie aus der Pistole geschossen: „Nachttöpfe tangieren die Prärogative der Hummeln nur außerhalb der Westentasche.“

Nach diesem außergewöhnlichen Satz geschah Außergewöhnliches: Worp schnaufte, gab seltsame Töne von sich, schien zu bersten und schnippte endlich dreimal mit dem Finger nach Borax, der ihn beobachtete wie der Ringrichter einen Boxer. Darauf löste sich die Spannung. Worp schüttelte sich vor Lachen, reichte Silp die Hand und gratulierte ihm, während Borax sagte: „Du hattest mit deinen zwei Verlustpunkten sowieso keine Gewinnchancen mehr. Es hätte nicht einmal mehr zu einem Unentschieden gereicht. Du warst schlecht in Form, und Silp schlägt so leicht keiner. Sein letzter Satz war eine geradezu klassische Meisterleistung.“

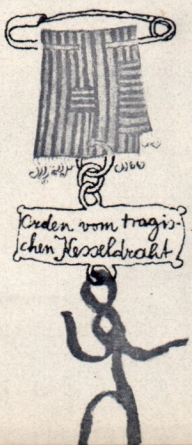
Nun wollte auch ich mein Schweigen brechen, und ich gestehe, es war höchste Zeit. Ich griff mir ermattet an den Kopf und öffnete den Mund. Borax, der offensichtlich Mitleid mit mir hatte, kam meiner Frage zuvor:

„Die Geschichte, so verworren sie dir als einem Neuling und Nichteingeweihten erscheinen mußte, ist im Grunde recht einfach. Es handelt sich um ein Training — oder wenn du willst: ein Spiel unseres Clubs, des Clubs der Anti-Assoziaten, kurz A-A-Club genannt. Als Worp vorhin hereinkam und mir jenes Zeichen machte, gab er damit zu erkennen, daß er Silp zu einer Trainingsrunde herausforderte und mich zum Schiedsrichter bestellte. Wie schon aus dem Namen unseres Clubs hervorgeht, besteht die Grundregel des Dialog-Wettkampfes darin, daß die vorgebrachten Sätze in sich keinerlei Ideenassoziationen enthalten und auch die Antwort in keiner logischen Verbindung mit dem vorher Gesagten steht. Als zum Beispiel Silp im Zusammenhang mit den Löwen von Hektolitern sprach, beging Worp seinen ersten Fehler, indem er antwortete: „Wasser bleibt Wasser.“ Hier liegt offensichtlich eine Assoziation mit Hektolitern vor. Eine zweite Regel besteht darin, nicht zu zögern und sofort eine Antwort parat zu haben. Als Worp auf einen besonders gelungenen, weil in sich vollkommen anti-assoziativen Satz Silps zunächst nur mit „tatsächlich“ antwortete, machte er seinen zweiten Fehler, denn dieses Wort bedeutete nur getarnten Zeitgewinn. Schließlich ist es streng verboten, während des Duells irgendwelche Gemütsbewegung zu äußern. Vor allem darf man nicht lachen, was mitunter starke Beherrschung erfordert. Als Silp mit dem wirklich mustergültigen Satz von den Nachttöpfen, der nicht weniger als fünf miteinander kaum zu assoziierende Begriffe enthält (Nachttöpfe, tangieren, Prärogative, Hummeln und Westentasche!), schwerstes Geschütz auffuhr, um eine plötzliche Entscheidung zu erzwingen, da war es mit Worp geschehen. Er hatte den K.-o.-Schlag empfangen und gab auf.“

Ich versank nach dieser erschöpfenden und einleuchtenden Erklärung in längeres Grübeln, das, wie ich gestehen muß, mit Respektlosigkeit gegen den Club wie gegen seine Mitglieder reichlich gespickt war. Ich hätte, offen gesagt, die Bezeichnung „Club der Blödler“ für treffender erachtet. Und daß der Jurist Silp anerkannter Champion des Clubs war, besserte nicht gerade meine ohnehin nicht sehr schmeichelhafte Meinung über die Juristen. Wenn er später nach diesen Prinzipien der Anti-Assoziation einmal Recht sprechen wollte — du lieber Himmel!

Borax mochte aus meinem betretenen Schweigen meine Einwände gegen die Beschäftigung von normalen Menschen mit derlei Dingen herausfühlen, denn er sagte nach einer Pause: „Es ist schwieriger, als du vielleicht denkst. Das Duell bedarf neben einer nicht geringen Schlagfertigkeit und Selbstbeherrschung eines außerordentlichen Gehirntrainings. Durch die Konventionen unseres Lebens und unseres Denkens sind wir gewohnt, in Assoziationen zu denken, so daß stärkster Energieaufwand dazu gehört, diesen Assoziationskomplex, der oft nichts anderes ist als Gehirnträgheit, völlig auszuschalten. Es hat — sonst würde ich es wohl kaum verteidigen — auch einen praktischen Sinn: Für Menschen mit etwas langer Leitung nämlich stellt es eine ausgezeichnete Gehirngymnastik dar. Unser A-A-Club ist also eine durchaus ernsthafte Vereinigung. Silp ist unser Präsident — und du wirst Silp gewiß nicht für einen Dummkopf halten. Er ist übrigens seit zwei Jahren im unangefochtenen Besitz des Ordens vom tragischen Kesseldraht.“

Wieder versank ich in längeres Nachdenken, und wieder ging mir so manches Ketzerische durch den Kopf. Ich hatte trotz meiner zwanzig Jahre schon manchen Blödsinn, manche widersinnige Maßnahme in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft miterlebt und wurde den Verdacht nicht los, daß diesem Club vielleicht insgeheim mehr, sehr viel mehr Mitglieder angehörten als meine drei Kameraden, deren geistige Fähigkeiten ich sonst hoch zu schätzen gewohnt war und die ich vor einer Viertelstunde noch bewundert hatte. Aber wie hatte Borax doch eben gesagt? „Für Menschen mit langer Leitung . . .“ „Könnte ich dem Club beitreten?“ Borax sah zu Silp. Der nickte gnädig. „Heute abend ist Aufnahmeprüfung. Entrümple dein Gehirn.“



Vor 75 Jahren, am 29. April 1885, wurde Egon Erwin Kisch geboren; vor 60 Jahren, am 3. April 1900, F. C. Weiskopf. Beide sind in ihrer Geburtsstadt Prag zu Schriftstellern und zu Freunden geworden. Sie blieben es, verbunden durch den gemeinsamen Kampf für Frieden und Sozialismus und durch die Liebe zur Literatur, die sie mit ihrem eigenen Werk bereicherten.

Die beiden folgenden Anekdoten schrieb Weiskopf in Erinnerung an den Freund. Kisch verfaßte seinen eigenen Nachruf 1927 — zwanzig Jahre vor seinem Tode.

Franz Carl Weiskopf

Der Vorschuß

Der junge Reporter Egon Erwin Kisch wurde zum Chefredakteur gerufen. „Sie müssen nach T.... fahren", sagte der Gewaltige zu ihm, „dort findet eine Nachwahl zum Reichsrat statt, bei der es sehr heiß zugehen kann. Lassen Sie sich von der Kasse fünfzehn Gulden Vorschuß auszahlen, und fahren Sie gleich los!"

„Fünfzehn Gulden? Nein, das ist ..."

„Widersprechen Sie nicht immer! Ein junger Mensch wie Sie muß sich bescheiden können. Zu meiner Zeit hat es nie mehr als drei Gulden gegeben ... Nein, ich will nichts weiter hören ... Nein, habe ich gesagt, fünfzehn sind übergenug ... Auf Wiedersehn! Und daß Sie mir pünktlich berichten!"

Am Abend des Wahltages lief in der Redaktion das folgende Telegramm ein: „Die heutige Nachwahl zeichnete sich durch besondere Zwischenfälle aus und ergab zur allgemeinen Überraschung ... hier endet Vorschuß. Kisch."

Der Renegat und seine Bücher

Egon Erwin Kisch wurde einmal von einer wißbegierigen Leserin um sein Urteil über den Schriftsteller R. gebeten, der zum Renegaten geworden war und dabei, wie es in solchen Fällen geradezu zwangsläufig zu geschehen pflegt, zugleich mit dem Charakter auch das, was er an Talent besessen, verloren hatte.

„Mein Urteil über wen?" fragte der rasende Reporter, der nur mit halbem Ohr zugehört haben mochte.

„Über den Romancier R.", antwortete die Wißbegierige und hob an, die Titel der von dem Renegaten geschriebenen Romane aufzuzählen.

„Genug", unterbrach Kisch sie. „Ich weiß schon, um wen es geht. Das ist doch der Mann, der sich, im Gegensatz zu seinen Büchern, so leicht verkauft."

★

Egon Erwin Kisch

Wie soll Ihr Nekrolog ausschen?

Antwort auf eine Rundfrage der „Literarischen Welt", 1927

... Nachdem wir hier in drei vollen Spalten das Werk des nunmehr Verblichenen behandelt haben, müssen wir die erstaunliche Tatsache hinzufügen, daß die literarische Anerkennung Egon Erwin Kischs sehr lange auf sich warten ließ. Erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1927 begann man seine Bedeutung als Bahnbrecher zu erfassen, nun erst wurden Abhandlungen über ihn geschrieben, sogar die „Literarische Welt" brachte einen entsprechenden Aufsatz, die Berliner Bühnen, die bisher wie blind an seinem dramatischen Schaffen vorbeigegangen waren, rissen sich um seine humor-, temperament- und effektvollen Stücke, besonders um die einfallsreiche Komödie „Die gestohlene Stadt". Kisch erreichte hohe Auflagen seiner Bücher und noch höhere Honorare, die ihn für alle vorangegangenen Jahre reichlich entschädigten. Heute, drei Uhr nachmittags, während die Leiche des Stammgastes, Herrn Kischs, in die Erde gesenkt wird, tritt im „Romanischen Café" eine Arbeitsruhe von drei Minuten ein, innerhalb welcher Zeit nicht serviert wird.

Weiskopf hatte eine große Spaßlust, immer war er zu Scherz und geistvollen Wortspielen aufgelegt. Eines Tages schickte er eine Korrekturfahne in die Redaktion zurück mit dem folgenden Rotstiftvermerk: „Schade, daß wir dies nicht übersehen haben! F." Ein dicker Pfeil verwies auf ein Korrekturzeichen am Rand des Abzugs. Es handelte sich um das Epigramm von Alfred Kerr:

Bei Dramen wie bei Fischen
muß man das Mittelstück erwischen ...

In dem Wort „Dramen" hatte der Setzer das „r" vergessen.

A. R.

Warum scheitern viele (?) Ehen?

Um es gleich vorweg zu sagen: Die Überschrift wird immer falscher. Es scheitern immer weniger Ehen. Ein Blick in eines der interessantesten Bücher, die es gibt, ins Statistische Jahrbuch der DDR, beweist es.

Im Jahre 1950, auf dem Höhepunkt der Nachkriegs-Scheidungswelle, wurden in der DDR rund 50000 Ehen geschieden. Auf tausend bestehende Ehen waren das immerhin 12 Scheidungen in einem Jahr, und wenn das so geblieben wäre, dann wären bei einer durchschnittlichen Ehedauer von 25 Jahren rund 300 von tausend Ehen scheidungsgefährdet. Und das wäre ein bißchen viel. Glücklicherweise ist das nicht so geblieben. Von Jahr zu Jahr sind die Ehescheidungen in der DDR zurückgegangen. Im Jahre 1959 sind es nur noch rund 20000 gewesen, das sind ungefähr fünf Scheidungen auf je tausend bestehende Ehen. Damit ist nach Meinung des Kollegen Richter von der Pressestelle des Justiz-Ministeriums der „Normalstand" erreicht, der sich nicht mehr wesentlich verändern wird. Wenn das wahr wäre, würde es — wieder 25 Jahre durchschnittliche Ehedauer angenommen — bedeuten, daß von tausend Ehen 125 zum Scheitern verurteilt wären. Das wären noch immer nicht wenig! Wir halten jedoch den gegenwärtigen Zustand, daß rund 150000 bis 160000 jährlichen Eheschließungen rund 20000 Ehescheidungen gegenüberstehen, noch immer für sehr unnormal. Wir sind der Meinung, daß die Zahl der Eheschließungen in der DDR steigen und die Zahl der Ehescheidungen weiter — und zwar beträchtlich — zurückgehen wird. Und wir werden das beweisen sowohl an Hand des Statistischen Jahrbuchs als auch am Ergebnis unserer Leserumfrage.

Am häufigsten wird von unsern Lesern als Ehescheidungsgrund die „andere Frau" genannt, die sich in eine bestehende Ehe „drängt". Hierfür zwei Beispiele:

„Ich war 30 Jahre verheiratet", berichtet Frau Klara F. aus Döbeln (über 50 Jahre alt). „Dann hat mein Mann eine kennengelernt, die ihren Mann verloren hatte und die keine Rücksicht auf mich nahm. Sie war jünger als ich und verstand es, meinen Mann zu überreden, daß er zu ihr zog. Er hat alles in Bewegung gesetzt, daß wir mit meiner Einwilligung geschieden wurden."

Herr Herbert S. aus Köthen, 53 Jahre alt, entwickelt eine ganze Schuld-Theorie. Das sieht so aus:
„Bei älteren Ehen glauben die Ehefrauen, es nicht mehr nötig zu haben, die noch einmal gesteigerte Sexualität des Mannes (Torschluß-Panik) durch besonders gepflegtes Aussehen, durch Make-up usw. befriedigen zu müssen; und so kommt der Mann — der ja im Betrieb und auf der Straße jüngere Frauen mit dem nötigen Make-up und gepflegt, genügend sieht — auf Abwege. Noch dazu, da es genug Frauen gibt, die zwar ein ständiges Zusammenleben mit einem Manne ablehnen, einem gelegentlichen Abenteuer aber nicht abgeneigt sind. Es ist nach allen Erfahrungen erwiesen, daß in 75 Prozent aller Fälle die Frau die Schuldige an einer Scheidung ist, auch wenn der Mann wegen Ehebruch als schuldig verurteilt wird."
Sicher ein bequemer, aber ebenso gewiß ein falscher Männerstandpunkt. Und keinesfalls ein mehr oder weniger unvermeidlicher Normalfall. Im Gegenteil! Die reichlich vorhandenen jüngeren, unverheirateten Frauen werden immer knapper werden. Ein Blick in das Statistische Jahrbuch beweist es. Schon jetzt ist der letzte Jahrgang mit einem ins Gewicht fallenden Frauenüberschuß 31 bis 32 Jahre alt. Alle Jahrgänge unter 29 Jahren haben einen Männerüberschuß (von 3000 bis 8000 pro Jahrgang). Der Frauenüberschuß war eine Folge des Krieges. Er wird in unserer Zeit des erfolgreichen Kampfes um den Frieden nie wieder zum Normalfall werden. Der geringe Männerüberschuß dagegen ist eine Folge der wachsenden Volksgesundheit, insbesondere der sinkenden Säuglingssterblichkeit. Infolgedessen bleiben auch die männlichen Säuglinge, die früher viel leichter wegstarben als die gesundheitlich stabileren Mädchen, am Leben, und aus dem bei der Geburt vorhandenen Normalverhältnis von 100 Mädchen auf 106 bis 107 Knaben wird auf ganz natürliche Weise der normale geringe Männerüberschuß. Bezeichnenderweise kommt denn auch in den Schreiben unserer Leser „die andere Frau" sehr häufig, „der andere Mann" dagegen nur einmal als Ehescheidungsgrund vor. Eine Frau, die wegen des Krieges ihren Mann verloren oder die keinen gekriegt hat, wird offensichtlich leichter zu einer Gefahr für eine andere Ehe als ein Mann, der schon in der Jugend keine Frau erobern konnte. Darum ist der schwindende Frauenüberschuß

unserer Meinung nach ein wichtiger Grund dafür, daß 20000 Ehescheidungen pro Jahr noch lange nicht der „Normalstand" sein werden.

Noch wichtiger ist unser zweiter Grund: Die wachsende wirtschaftliche Selbständigkeit der Frau. Seit Jahren sind in der DDR zwischen 43 und 44 Prozent aller Beschäftigten Frauen. Im Jahre 1958 gab es in den Altersgruppen zwischen 15 und 60 Jahren über $3^1/_2$ Millionen beschäftigter und nur unter 2 Millionen unbeschäftigter Frauen; das heißt, von drei Frauen verdienen sich immer zwei ihren Lebensunterhalt selbst. Und auch das ist noch kein wahres Bild; denn viele von den dritten, die „unbeschäftigt" sind, weil sie von mehreren Kindern beschäftigt werden, waren vorher in einem Beruf tätig und wollen es, wenn die Kinder etwas größer sind, wieder sein.

All das aber hat für das Scheitern oder Glücken der Ehen eine große Bedeutung. Die „Versorgungsehe" und mit ihr das Hausmütterchen stirbt aus. Viele Männer und auch manche Frauen haben das noch nicht ganz begriffen. Das kommt auch in unseren Leserzuschriften zum Ausdruck. Am krassesten in der Zuschrift von Frau Elge W. aus Karl-Marx-Stadt:

„Der Mann ist das Haupt, und das muß respektiert werden. Schon früher waren Ehescheidungen ein Übertreten des Gesetzes. Die Frau soll sich bereitwillig dem Manne unterwerfen; viel Kummer würde ihr dadurch erspart."

Das ist offenbar die Meinung einer frommen Katholikin und zeigt wenig mehr als die Tatsache, daß streng katholische Eheauffassungen nicht recht in die Gegenwart passen. In der Praxis auch der meisten Katholiken haben sie deshalb kaum noch Bedeutung, und wir bringen sie nur, um zu zeigen, daß es auch so was noch gibt.

Wovon Herr W. Hä., 55 Jahre alt, Witwer aus Rostock, nach 25 glücklichen Ehejahren träumt, sieht so aus:

„Lachend und immer freundlich muß die Frau ihrem Mann entgegentreten. Sie braucht deshalb nicht eine Dienerin des Mannes zu sein. Wohl aber muß sie den Mann an ihre Häuslichkeit fesseln und darf nicht 365 Krankheiten im Jahr haben. Sie muß wissen, der Mann braucht nach einem arbeitsreichen Tag nicht noch mehr Lasten, Sorgen und Ärger. Nein, meine Damen, bereitet die Stunden, wenn er Feierabend hat, recht sonnig. Dann wird er immer mit eilenden Schritten zu seinem Eheglück schreiten."

Auf gemütlich gesagt ist das genauso altmodisch; Aber Herr Hä. hat wenigstens — was wir ihm hoch anrechnen — ein schlechtes Gewissen dabei, wie die Bemerkung „nicht eine Dienerin" verrät.

Nicht eine Spur davon jedoch zeigt der Brief, den uns Herr Hans K. aus Dresden, 39 Jahre alt und Lehrer von Beruf, geschrieben hat, in dem er die Erfahrung von 14 Ehejahren wie folgt zusammenfaßt:

„Eine Frau sollte unter gar keinen Umständen mit
Lockenwicklern herumlaufen,
einen Männerwitz erzählen,
ihre Toilettengeheimnisse enthüllen,
Szenen in der Öffentlichkeit machen,
betrunken sein,
den Schreibtisch des Mannes aufräumen,
einen Mann warten lassen.
Eine Frau sollte nie sagen:
‚Ich gehe mit.'
‚Wo warst du die ganze Zeit?'
‚Das hast du schon mehrmals erzählt.'
Eine Frau, besonders die werktätige Frau, sollte sich einige Grundregeln zu eigen machen:
Tadellos gekleidet sein,
gut gepflegt sein,
persönliche Note in der Frisur,
charmant und ausgeglichen sein,
anmutig schreiten,
Pünktlichkeit!
Versprechen, Vorhaben, Vereinbarungen unbedingt einhalten!"

Soweit der Herr Lehrer. Daß er selbst, der Herr Ehegatte, auch einige Verpflichtungen in der Ehe haben könnte, auch einiges nicht dürfte, auch einiges „sich zu eigen machen" sollte, auf die Idee ist er in seinem langen Brief überhaupt nicht gekommen. Wir hoffen, Herr Lehrer, daß Sie besser sind als der Geist Ihres (in einzelnen Ratschlägen ganz akzeptablen) Briefes. Das gilt auch für die zahlreichen Briefe, die uns ausnahmslos etwas ältere Herren im gleichen Sinne geschrieben haben. Denn mit dieser falschen Männerwürde auf Ehethronen — meine lieben Herren Mitmänner, lassen Sie sich das vom Schreiber dieser Zeilen, einem 53jährigen Ehemann, der seit vielen Jahren glücklich mit einer vielbeschäftigten Wissenschaftlerin verheiratet ist, ganz privat und ohne Verantwortung der Redaktion sagen — passiert Ihnen das schlimmste, was würdevollen Herren passieren kann: Sie wirken lächerlich! Noras Puppenheim wird heutzutage im Leben nicht mehr als Tragödie, sondern bestenfalls — wenn überhaupt — als Komödie gespielt. Die jungen Frauen von heute, die selbständiger geworden sind, lachen über Männer mit Papstansprüchen und lassen sie sitzen. Traurig schreibt uns Klaus V., Schlosser aus Berlin, 25 Jahre alt, der einzige junge Mann unter den Briefschreibern dieser Art:

„Ich schaffte es nicht, meine Frau zu halten. Sie ging aus, vernachlässigte den Haushalt, bis es zum Bruch kam."

Aber da klingt schon deutlich ein neuer Ton mit. Er schaffte es nicht, sagt er.

Dieser neue Ton — und das ist das Schöne an unserer Umfrage — wird in den Briefen praktisch aller jungen Menschen zur Grundmelodie: Die Ehe als gemeinsame Aufgabe gleichberechtigter tätiger Menschen. Zwar setzt sich diese Grundmelodie noch mit großen Schwierigkeiten, vor allem bei den bisher privilegierten Männern, durch, aber es ist nicht

nur Wunschdenken, wenn Fräulein Elisabeth M. aus Plauen schreibt:

„Der Mann im Zeitalter des Sozialismus will aber kein Hausmütterchen, das nur am Kochtopf steht oder in hauswirtschaftlichen Pflichten seine Befriedigung findet. Er schätzt dagegen die gleichberechtigte Kameradin."

„Schön wär's", hat die Redaktionssekretärin dahinter geschrieben, womit sie doch nur sagt, daß sie das gleiche wünscht wie Elisabeth M., die völlig recht hätte, wenn sie nicht allgemein geschrieben hätte: „Der Mann im Zeitalter des Sozialismus", sondern: „Immer mehr Männer wollen kein Hausmütterchen mehr haben, und immer weniger Frauen wollen Hausmütterchen sein." Deshalb verlieren die alten Eheformen immer mehr Kraft. Prof. Dr. Neubert aus Jena beschreibt das in einem Brief an uns so:

„Die alte Ehe hatte ein festes Schema. Die Rollen der beiden Geschlechter waren seit Jahrhunderten geprägt. Verhielt sich der Mann erwartungsgemäß und ebenso, entsprach das Verhalten der Frau den Normen, dann blieb die Ehe intakt. So sehr glücklich sind die Partner durchaus nicht immer gewesen, aber die Ehe scheiterte nicht. Heute fehlt die feste Form. Die Rolle der Partner hat sich ganz und gar geändert. Eine Ehe kann nur noch gelingen, wenn keines der beiden nur haben will, nur vom anderen etwas erwartet, sondern wenn jeder seinen Teil beiträgt.

Es darf nicht heißen: Ich will durch die Ehe, durch den Mann oder die Frau glücklich gemacht werden, sondern es muß heißen: Wir beide wollen miteinander glücklich leben."

Die Ehe als Lebensaufgabe sozialistischer Menschen, das ist der Ausgangspunkt der großen Mehrheit der Briefe, die wir zu unserem Thema erhalten haben. Die Fragestellung: „Warum scheitern viele Ehen?" hat es mit sich gebracht, daß im Mittelpunkt dieser Briefe die Beantwortung der Frage steht: Was hindert die erfolgreiche Lösung dieser Aufgabe?

An erster Stelle steht die Antwort: Es wird heutzutage zu jung geheiratet. Fragen wir wieder unser Statistisches Jahrbuch. Das durchschnittliche Heiratsalter ist tatsächlich bei uns immer niedriger geworden. Es liegt zur Zeit bei den Männern bei 28, bei den Frauen bei 25 Jahren. Die meisten Männer heiraten im Alter von 20 bis 25 Jahren, die meisten Frauen mit 18 bis 23 Jahren. (In der Bundesrepublik liegt der Heiratsgipfel bei beiden um mehr als zwei Jahre später. Dafür gibt es einen zweiten Heiratsgipfel der Männer zwischen 30 und 35, der die Höhe des ersten erreicht und der in der DDR fast ganz verschwunden ist. Auch der reife, erfahrene Herr, der ein unerfahrenes Mädchen heiratet, stirbt bei uns unwiderruflich aus.)

Wir halten die Entwicklung zur jungen Ehe bei uns für gut. Dem „Zu-jung" ist durch Gesetz, das ein Mindestalter von 18 Jahren vorschreibt, vorgebeugt.

Und die untrügliche Statistik beweist, daß dem Heiratsgipfel nicht etwa ein Scheidungsgipfel der jungen Jahrgänge entspricht, sondern daß sich die Scheidungen ziemlich gleichmäßig über alle Altersgruppen verteilen. Die übergroße Mehrzahl der jungen Ehen scheitert also nicht, sondern glückt. Die wirklichen Einwände unserer Briefschreiber richten sich auch nicht — wenn man näher hinsieht — gegen die jungen Ehen, sondern gegen ihre Gefährdung. So polemisieren viele gegen das Heiratenmüssen, weil ein Kind kommt. Fragen wir wieder die Statistik.

Im Jahre 1957 heirateten 15 260 Frauen im Alter von 18 Jahren. 2745 davon bekamen im ersten Jahr ein Kind, darunter nicht wenige erst nach neun Monaten und später. Die übergroße Mehrzahl waren also keine Mußehen. Aber 4416 Achtzehnjährige bekamen ein uneheliches Kind, haben also den Vater ihres Kindes mindestens nicht sofort heiraten müssen. Bei den 19jährigen Frauen ist es ähnlich, und erst bei den 20- und 22jährigen ist die Zahl der ehelichen Geburten höher als die Zahl der Eheschließungen. Aber da spielen schon die zweiten Kinder eine Rolle. Was immer sonst über diese Ziffern zu sagen ist: Eine so große Rolle, daß viele Ehen daran scheitern müßten, spielt das Heiratenmüssen durchaus nicht. Im Gegenteil: Die heute bei 99,99 Prozent aller Liebespaare übliche Probeehe verhindert in nicht wenigen Fällen das Eingehen einer von vornherein zum Scheitern verurteilten Ehe. Immer mehr Mädels nehmen lieber ein uneheliches Kind in Kauf, als daß sie den falschen Mann heiraten.

Unter den wirklich ernsten Gefährdungen der Ehe von heute spielt noch immer die Wohnungsnot eine große Rolle, die junge Eheleute zwingt, zu den Schwiegereltern zu ziehen.

„Besonders", sagt Frau Gisela Heuer, Richter am Stadtgericht Berlin-Mitte, „sind es die Mütter von Söhnen, die sich unfair in Streitereien einmischen, weil sie glauben, daß ihr ‚Bester' falsch behandelt wird."

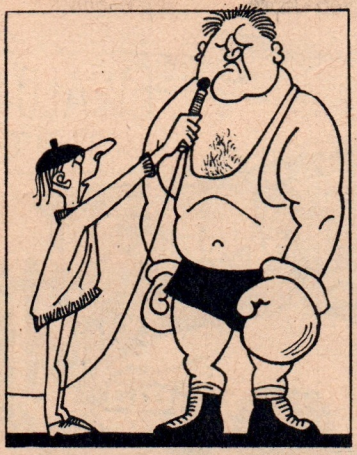
Bekanntlich haben wir uns im Siebenjahrplan die endgültige Überwindung der Wohnungsnot vorgenommen. Das wird den jetzigen „Normalstand" der gescheiterten Ehen weiter herunterdrücken und außerdem immer mehr gefürchtete Schwiegermütter zur geliebten und bei der arbeitenden Schwiegertochter recht gern gesehenen, besuchenden Oma machen.

Eine zweite ernste Gefährdung ist die Überlastung der Frau, die, wie Tana S., Medizinstudentin aus Leipzig, schreibt, „zugleich Arbeiterin, Hausfrau, Mutti und Liebste sein soll".

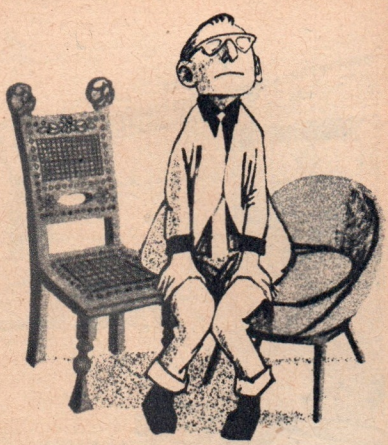
Dieser Grund für das Scheitern von Ehen kommt besonders in Briefen junger Frauen zum Ausdruck. Die Frau kommt aus einem modernen Großbetrieb, in dem die Probleme der Automatisierung auf der Tagesordnung stehen, nach Hause und soll dann im

Fortsetzung auf Seite 69

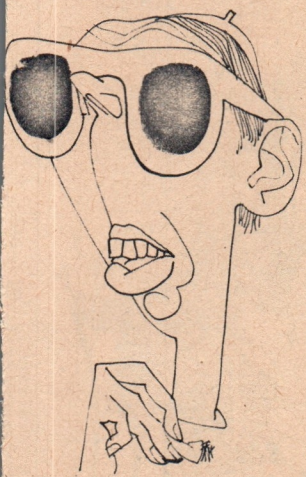
„Wieso Sandaletten? Unsere Schuhindustrie geht eben mit Siebenmeilenstiefeln voran, basta!“



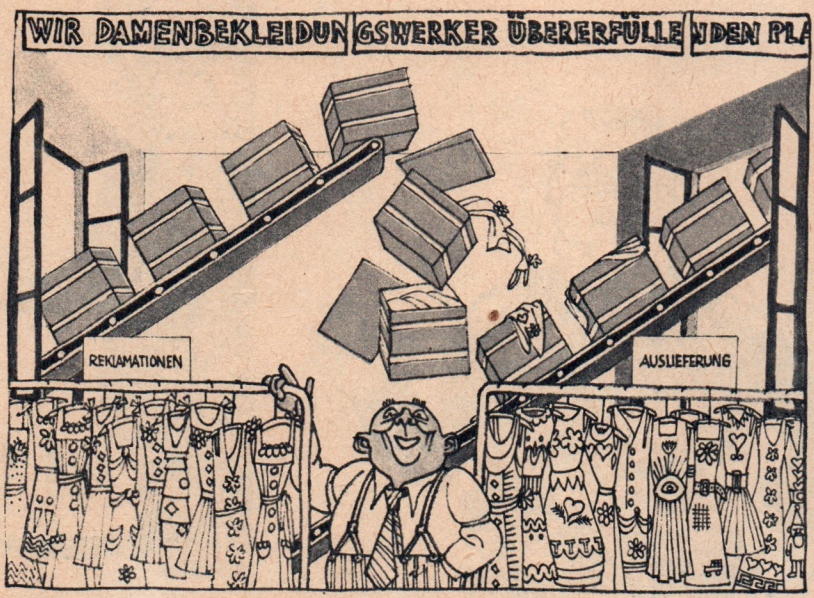
„Was ist nun Ihre besondere Stärke Kollege Boxsportler?“

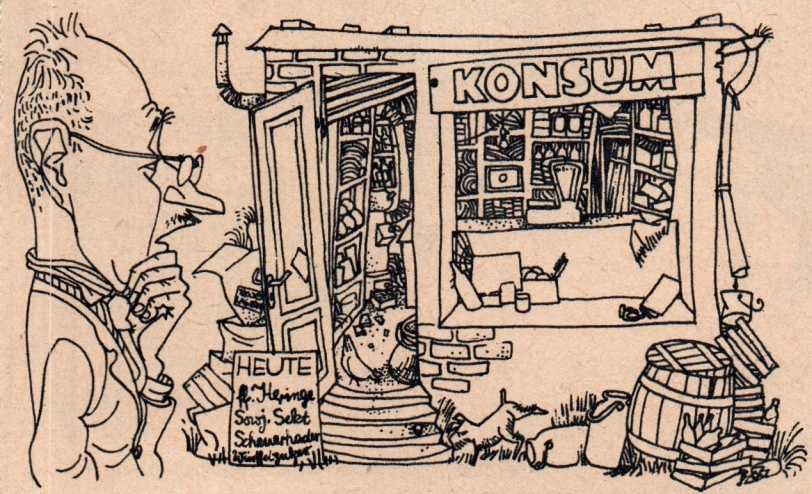


Zwischen zwei Stilen



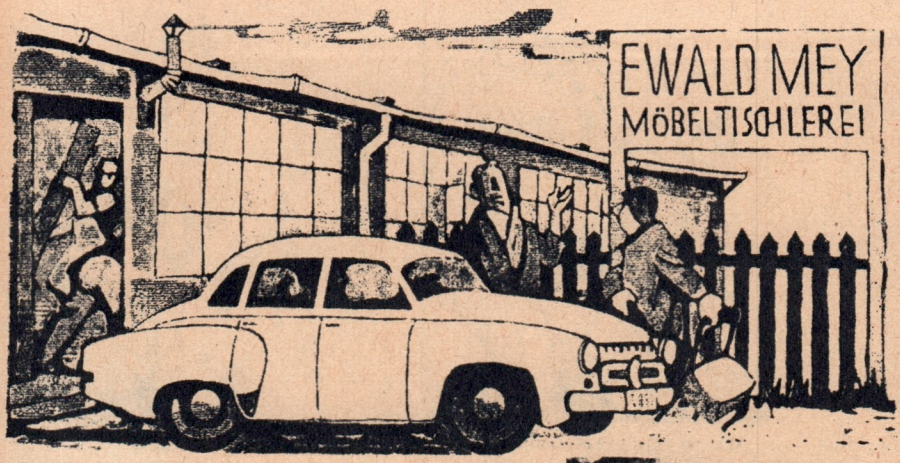
„Für meine Verbindung mit den Massen sehe ich ja schwarz, Leute!“





„Tja, nach der Handelskonferenz müssen wir natürlich beweglich sein: Was in Sachsen reklamiert wird, schicken wir sofort nach Mecklenburg.“

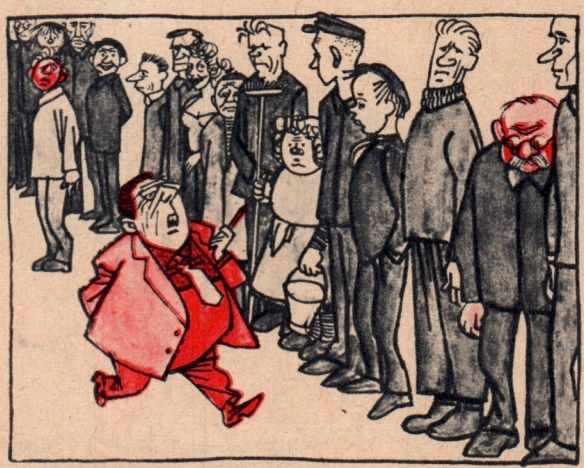
„Auch hier modernisieren wir wohl am besten dadurch, daß wir ein Schild mit der Aufschrift ‚Selbstbedienung‘ anmachen.“



„Bitte reparieren Sie mir den Stuhl!"
„Wo denken Sie hin, gute Frau? Glauben Sie, ich habe meinen ‚Wartburg' mit Stuhlbeinen verdient?"

„Sage noch einer, wir hätten keine Achtung vor unseren Gästen!"

Als Polizeipräsident in der Bundesrepublik frage ich Sie: „Woher hat der Junge das bloß?"



„Abzählen! Jeder zehnte vortreten zum Lehrerwerden!"

ZUR EHE BITTE GERADEAUS

Bauernhochzeit auf Susak

Der alte Mann schiebt mit zwei Fingern einen ganzen Fisch in den Mund. „Hundertzwanzig Meter Stoff", sagt er. „Nein!" sage ich, ungläubig. „Nur die Braut", sagt er, „die Kranzldamen tragen auch jede an die achtzig Meter." Und er reicht mir das Brot herüber. Die Fische, der Rotwein, das frische Brot, das kleine Frachtboot gleich vor der Wirtshaustür, das Oliven kistenweise verstaut, und die rohen Holzbänke und der dunkelblaue Himmel — vor allem der rote Wein — erzeugen Neugier. „Wann heiraten sie denn?" frage ich. „Am Mittwoch", sagt er und wischt mit dem Handrücken über die fetten Schnurrbartspitzen, „ganz nach altem Brauch. Alle Gäste können trinken, soviel sie wollen." „Soviel sie können", sagt ein Junger am anderen Ende des Tisches sehnsüchtig.

Hundertzwanzig Meter Stoff für ein Hochzeitskleid! „Gibt es am Mittwoch ein Schiff nach Susak?" frage ich im Touristenbüro. „Ist gefällig", sagt eifrig der Mann am Schalter und zieht einen dicken Block heraus, von dem schon die meisten Scheine fehlen, „das Schiff geht um halb neun Uhr früh, Ehe beginnt um zehn." Pech! Ich würde also nicht der einzige Zaungast sein, wenn ein Bauernmädchen auf Susak, angetan mit hundertzwanzig Meter Stoff, ihrem Burschen Ja sagt. Ich stecke meinen Fahrschein in die Brieftasche.

Am Mittwoch um halb neun wimmelt es im Hafen. Norweger, Engländer, Deutsche, Jugoslawen, Franzosen, Italiener, Österreicher. Ein Schiff, zwei Schiffe, drei Schiffe, vom Bug bis zum Heck beladen mit brodelnder Menschenmasse. Eine Stunde lang schneiden sie in Kolonne durch die schäumende Gischt. Andere Kolonnen kommen noch von der Küste. Im kleinen Hafen von Susak spucken sieben Motorschiffe und ein Dampfer ihre Menschenladung aus. „Ist gefällig", sagt der Beamte vom Touristenbüro und schwenkt sein Schildkäppchen, „zur Ehe bitte geradeaus."

Durch diese hohle Gasse müßten sie kommen. Ein photographierendes Knäuel Menschen stürzt sich auf ein buntbesticktes verschrecktes winziges Kind, ein anderer in einen vielversprechenden Hinterhof, aus dem er von zwei böse dreinschauenden jungen Männern rasch wieder entfernt wird. Steil windet sich der Weg hinauf zur Kirche. Links und rechts, soweit das Auge blicken kann, ranken Reben auf ihren stufenförmigen Terrassen am Hang. Wein überall. In saftigen Trauben auf tausenden Stöcken, in Krügen vor den Haustüren, mit linkisch beschrifteten Täfelchen daneben: „1 Liter = 150 Dinar." Und da: „1 Liter = 140 Dinar." Bescheidener Konkurrenzkampf. Große Körbe prächtiger Weintrauben ruhen solide auf den Köpfen der schwarzgekleideten Frauen. Kein „Hochzeitszaungast", der nicht an seiner eben erstandenen Dolde zupft, während er bergan steigt. „Lady!" Er ist ein uralter Mann, gestützt auf einen knorrigen Stock. Man ist gewohnt, in Jugoslawien deutsch angesprochen zu werden, seit der Fremdenverkehr an der Küste und auf den Inseln ein wichtiger Industriezweig geworden ist. Aber englisch? „Lady! My wine 120 Dinar only." Wieso englisch? „Good wine, no water in it. Pure wine. Wonderful wine!" In seinem Haus am winzigen Platz zwischen steilen Mauern waltet seine rundliche Hausfrau am Holzherd und bereitet in blinkend geputzter Messingpfanne eine Eierspeise auf Kartoffeln fürs zweite Frühstück des Angetrauten. Der Holztisch ist schon tausendmal mit Bürste und Reibsand bearbeitet worden, die grobleinenen Kleider der Frau zumindest ebensooft auf der Rumpel. Die rauchgeschwärzte Herdecke ist mit allerlei Küchenkram behängt. Eine Pfanne, ein Mörser; Krüge und Steinguthumpen mit sinnigen Inschriften. Duftend der Krug mit Wein am Tisch. Duftend die frische Wäsche im Korb am Fenster. Ein altes unverfälschtes Weinbauernhaus auf einer alten unverfälschten Insel in der Adria. Ein hübsches Kind in einem Konfektionskleidchen aus Kattun spielt selig mit bunten Kugeln vor der Haustür.

„Mein Enkerl", sagt der alte Mann. Der Vater dieses Kindes ist gerade aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrt, erzählt er, und hat nun seinen ältesten Sohn, den zweiundzwanzigjährigen,

120 Meter Brautkleid

hingeschickt. Jeder erwachsene männliche Einwohner der Insel ist schon zumindest einmal „drüben" über dem großen Meer gewesen. Er selber, der Alte, ist zweimal drüben gewesen. Vor vierzig Jahren kam er zum letztenmal zurück. Auch der Sohn war zweimal dort. Als Junge und als Familienvater. Die grünen Scheine, die er heimschickte zu Frau und Kindern, sind in Mörtel und Ziegeln angelegt worden.

Von Fischfang und Weinbau leben die 1400 Seelen auf der Insel. 2000 waren es einst. Aber die Jungen sind fort. Vorübergehend oder ausgewandert. Wer bleibt oder zurückkommt, lebt so, wie seine Vorfahren schon vor einigen hundert Jahren. Der Staat hat das Inselchen vergessen, besinnt sich seiner nur durch sein Touristenbüro an Hochzeitstagen. Und wie von alters her bebaut jeder eifersüchtig sein Terrassenreich, lockt er nachts dem Meer seine lebendigen Schätze ab. Ein einziges der vier großen Fischerboote gehört einem Kollektiv, und die Sardinenfabrik im Hafen, Susaks Industrie, erbaut von den Italienern, als das Inselreich noch innerhalb ihrer Grenzen lag, ist heute der einzige staatliche Besitz auf der Insel. In mehr als einer Hinsicht stellt sie eine Besonderheit neben ihren Kollegen im Norden, Osten und Süden dar. Während die verkarstet sind, wie das dalmatinische Festland, prunkt Susak mit sattem Humus vom Strand bis zu den höchsten Stufen der traubenschweren Hänge. Der alte Mann holt einen anderen, größeren seiner Enkel mit der Krücke seines Stocks vom Abgrund zurück, über den er sich zu weit vorgebeugt hatte. Eng gedrängt stehen Einheimische und Ausflügler. Die Bewegung zeigt an, daß sich unten in der hohlen Gasse der Zug der Hochzeiter in Bewegung gesetzt hat. Und die Kirchenglocken beginnen zu läuten.

Ihr Kleid ist tatsächlich eine Pracht. Ob es hundertzwanzig Meter Stoff sind, die dazu verarbeitet wurden, bleibt ungeklärt. Weit steht es, von Dutzenden Unterröcken unterstützt, in Kniehöhe bis waagerecht zur Taille ab, ein zauberhaft buntes Perlen-, Stein- und Paillettengestick auf weißem Grund. Nicht weniger prächtig der hochaufragende Kopfputz, in dem das Gestick wiederkehrt, Blüten, Blätter und Früchte darstellend, mit farbigen Bändern und reichem weißem Schleier auf eng geringeltem Haar. Der erste Gedanke ist: das gehört nicht hierher. Das hab ich doch schon wo gesehen, in ganz anderem Rahmen, unbeschienen von dieser gleißenden südlichen Sonne. Das gehört nicht an die Adria, sicher nicht nach Jugoslawien — überhaupt nicht in den Süden.

Ein Mitreisender, ein Engländer, glaubt zu wissen, wohin es gehört. Seine Encyclopedia Britannica — oder war es ein anderer Wälzer — hat ihn darüber informiert, daß die Ureinwohner von Susak Zuwanderer aus Polen waren. Zwar wissen weder die Überlieferung im Volk noch die nächsten Museen an der Küste und auf den umliegenden Inseln davon etwas. Doch hat die Tracht dieser Mädchen so viel mit der Festkleidung osteuropäischer Frauen gemein, daß die Vermutung nicht von der Hand zu weisen ist. Der südlichste Einfluß auf diese Kleidung dürfte jedenfalls aus Ungarn stammen, keinesfalls aus Italien, mit dem die kleine Insel durch Jahrhunderte ihrer Geschichte eng verbunden war. Tatsächlich ist eine ähnliche Festtracht in einem Radius von Hunderten Kilometern nicht wiederzufinden.

Ein gutes Dutzend junger Mädchen und kleiner Kinder ist zum Zweck der Hochzeitsparade nach altem Brauch so herausgeputzt worden. Strahlend lächeln die Brautjungfern das Spalier an. Die Braut aber — diese Miene! — also die Braut, die prächtigste von allen, die schaut richtig böse drein. Ein hübsches Mädchen, am Arm eines zärtlich blickenden, offenbar tief beeindruckten, stolzen Bräutigams — und so zornig! Man sieht, wie der Vater ihr gut zuredet, dann wieder der Brautführer, wie sie schließlich eine um die andere der geputzten Freundinnen von der Seite anstößt — und sie

Braut zornig, Bräutigam stolz

widerspenstig mit kurzem Ruck der Schulter (den Kopf darf sie ja des Schmucks wegen nicht zurückwerfen, sonst täte sie's sicher) aufbegehrt. Es besteht kaum ein Zweifel: das Mädchen hätte gern intimer geheiratet, mit nur zwei, drei Kameras drumherum und nicht mit zweihundert und der Wochenschau als Draufgabe. Nein, diese Braut ärgert es, eine Fremdenverkehrsattraktion zu sein. Ich habe ihr also bitter Unrecht getan. Dachte, skeptisch wie nur die Erfahrung macht, sie sei eine Miniatur-Lollobrigida, erste Statistenrolle: Braut, beim Theater — organisiert von unserem schildkappenschwenkenden Cicerone und seinesgleichen — für mich und meinesgleichen. Ich bin beschämt. Dieser Zorn und das eifrige Bemühen dieser Braut, gezückten Kameras die Rückansicht zuzukehren, beweisen, daß ich und meinesgleichen hier die Statisten sind. Die kleine Braut tut mir plötzlich leid. Habe ich ihr den schönsten Tag ihres Lebens verpatzt? Mariana heißt sie, ihr Vater ist ein Fischer, und sie ist die Älteste zu Hause. Von drei Mädchen. Es gibt viele junge Mädchen hier im Ort; festlich geschmückt die einen, andere mit Lockenwicklern aus gedrehtem Zeitungspapier im Haar, die die festen kleinen Löckchen um den ganzen Kopf und an den Schläfen herunterbaumelnd erzeugen. Mit denen wollen sie schön sein beim Tanz am Nachmittag und Abend, wenn das ganze Dorf das junge Paar hochleben lassen wird und wenn die Zaungäste auf ihren Schiffen wieder abgedampft sein würden, zu den Inseln, von denen sie ungebeten kamen. Zurückbleiben würde ein Dorf von jungen Mädchen, kleinen Kindern und Greisen. Junge Männer haben Seltenheitswert auf Susak.

Auch die Dorfschönen zeigen den jungen männlichen Zaungästen am frühen Nachmittag beim Tanz auf dem Hafenplatz, zu dem Matrosen aufspielen, die kalte Schulter. Nicht etwa schüchtern, nein, sie verschanzen sich trotzig und erfolgreich hinter der Sprachschwierigkeit, die sie von den Eindringlingen trennt. Und die Braut macht kurzen Prozeß und geht am Arm des neuen Hausherrn, sich nicht einmal umblickend, davon. Und noch jemand verschwindet unauffällig. Unser Cicerone. Vertieft ins Gespräch mit dem Brautführer. Ins Hinterstübchen des einzigen Wirtshauses von Susak. Als er zurückkommt, heißt es für uns bereits Aufbruch. Vorher hat der Brautführer, wie es ihm zukommt, im Mittelpunkt der Ereignisse gestanden. Immer Herr der Situation, überblickte er Parade und Tanzboden. Er gehört offenbar zu der kleinen Schwarzen, deren Locken nicht von Papierwicklern, sondern vom Friseur und einem Kaltdauerwellenpräparat stammen. Mit dem kann man reden, er ist äußerst verbindlich und nennt sich selbst „best man". Diese Bezeichnung für einen Brautführer wird verständlich, wenn man erfährt, daß auch dieser junge Mann soeben aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrt ist, wohin er wieder zu fahren gedenkt, wenn er „hier ein paar Angelegenheiten erledigt" hat. Ob das nun die Eheschließung seines Freundes ist, die Regelung alter Familienangelegenheiten oder noch mehr, das läßt sich nicht eruieren.

Die anderen schwingen das Tanzbein. Unter dem Gelächter des Altweibervereins, der sich mit Hockern ausgestattet am Dorfplatz eingefunden hat, tanzt der Brautvater mit dem jüngsten Kranzlfräulein, die Mädchen mit ihren breiten Röcken fliegen von Arm zu Arm, die festen Beine in roten Strümpfen stampfen im Polkatakt. Immer dichter wird der Kreis um die Tanzenden, von den 1400 Menschen der Insel sind ihm sicher nur jene ferngeblieben, die sich noch nicht oder nicht mehr bewegen können. So beschwerlich der Weg von den Wohnstätten hoch oben zwischen den Weinterrassen hinunter zum Hafen ist — die wenigsten haben ihn gescheut. Schließlich findet da auch ein Fest statt, wie man es nicht bald wieder erlebt und von dem man zurückkehrt zum Alltag, zum Wein und den Fischen, die bunten Kleider sorgsam verstauend und gegen die schwarzweiße Alltagstracht vertauschend, bis daß wieder einer kommt und ein Mädchen freit ...

Sieben Motorschiffe und ein Dampfer verlassen, hoch mit Menschen beladen, den kleinen Hafen von Susak. Das Familienfest hat die Zaungäste sentimental gemacht. In der untergehenden Sonne singen sie zärtliche Lieder aus ihrer Heimat, jeder in seiner Sprache. Papier, um einen Kamm gewickelt, ersetzt das fehlende Saiteninstrument. Die Stimmung hat alle erfaßt. Die jungen Mädchen aus Deutschland, die mit Zelt und Rad unterwegs sind, das alte Ehepaar aus Wien, das sich für den kleinen Ausflug drei Gepäckstücke mitgenommen hat, die umfangreiche Familie aus Zagreb und das Liebespaar aus Lyon. Selbst der bärtige Kapitän singt mit. Auch dann, wenn er die Texte nicht kann.

Bei der Ankunft ist im Hafen noch Hochbetrieb. Jetzt, wo die Sonne schlafengegangen ist, kommen die Menschen hinter den schützenden Vorhängen hervor. Ein Angestellter des Touristenbüros hat soeben die Neugestaltung des Schaufensters beendet. Zufrieden, den Kopf auf die Seite gelegt, prüft er sein Werk. Es ist ein Plakat. Darauf steht:

Fahren Sie nach Susak! Zauberhafte Insel
in der Adria! Is gefällig Bauernhochzeit.

Gerda Rothmayer

Lenins Chauffeur erzählt

Sergei Gil mit seinen Enkeln. Ihre Berufswünsche sind rea. (Von links nach rechts): Ljosch. will Taucher werden, Shenj. will ein Düsenflugzeug kom. mandieren, und Tolja sag. achselzuckend: „Einer muß ja wieder Chauffeur werden."

Das Auto hatte mich auf die Idee gebracht, nach dem Chauffeur zu suchen. Im November vorigen Jahres fuhr ein alter Rolls Royce, bestaunt von Passanten und Kraftfahrern, über den Roten Platz und durch die Moskauer Straßen. Etwas eingeklemmt in den Strom der „Pobeda", „Moskwitsch", „Tschaika", „Sim", „Sis", Trolleybusse und Lastkraftwagen bog er schließlich in einen Torbogen ein, und am anderen Tag stand in der Zeitung: „Das Auto Lenins ist von den Schlossern des Lichatschow-Werkes restauriert worden und steht frei zur Besichtigung im Moskauer Lenin-Museum."

Monate später irrte ich mit einem Zettel in der Hand durch einen Neubaublock in Moskau.

Nachdem mir einige hundert Passanten versichert hatten, daß sie erst eine Woche, einen Monat oder ein Jahr hier wohnen, lenkte ich meine Schritte zur Polizei.

„Der Chauffeur Lenins? Der soll hier wohnen? Ach, der Gil ist das? Nun sieh mal einer an! Ja, der wohnt hier gegenüber! Na, wenn das stimmt, muß er uns einen Vortrag halten."

Es stimmte. Nur — Sergei Gil war nicht zu Haus. Er ist überhaupt wenig zu Haus. Die Schar seiner Enkel sorgt dafür: „Unser Großvater war sechs Jahre Chauffeur bei Lenin, vom zweiten Tag der Oktoberrevolution bis zu Lenins Tod." Sie erzählten das in der Schule, bei Pioniertreffen und auf dem Sportplatz. Großvater Gil muß dann immer neue Notizen in seinem Kalender machen. Großmutter Gil hat mir diesen Kalender gezeigt: Morgen Vortrag in der 237. Schule, übermorgen früh in der 167., am Nachmittag im Kulturhaus, am Freitag im Palast der Pioniere — also suchte ich im Kalender nach einem freien Nachmittag, in meiner Tasche nach einem Rotstift, und ergänzte die Notizen:

Sonnabend 12-16 Uhr Interview für „Das Magazin" - DDR.

Es wurde nicht 16 Uhr, es wurde Sonntag.

„Wann ich Lenin zum erstenmal sah? Das war am 9. November 1917. Das war so: Ich arbeitete damals in Petersburg in einer Großgarage. Ich habe nämlich Schlosser gelernt, und als die Amerikaner anfingen, ihre Fords nach Rußland zu exportieren, habe ich bei solch einem Vertreter angefangen. Ich begleitete die Autokisten mit der Bahn in die Provinz zu den Herrenhäusern der Gutsbesitzer und schulte dort die Leibkutscher von Troika (dreispänniges Pferdegespann) auf Auto um.

Also am 8. November abends ruft man mich in das Gewerkschaftsbüro, und der Gewerkschaftssekretär sagt: ‚Genosse Gil, Sie nehmen sich morgen eine gute Maschine und melden sich damit im Smolny. Sie werden dort den Genossen Lenin fahren.'

Ich konnte vor Aufregung nicht die Zunge im Mund bewegen. Schließlich sprach in diesen Tagen die ganze Stadt von Lenin. Und gerade ich, ein Parteiloser, sollte sein Fahrer sein? Na, ich war kräftig und jung, 29 Jahre alt, und in meinem Beruf kannte ich mich aus. Morgens um 10 Uhr fahre ich mit einer Limousine durch die Straßen der Stadt. Überall wird noch geschossen, manchmal in ganzen Salven. Ich kümmere mich nicht darum und mache, daß ich zum Smolny komme. Das war früher so ein Institut zur Erziehung adliger Töchter, — von denen war natürlich im November 1917 keine Spur mehr zu sehen. Dafür lagerten rings um das Gebäude mit Maschinengewehren und Karabinern bewaffnete Matrosen und Arbeiter.

Ein Mann in Zivil trat an meinen Wagen heran und fragte: ‚Sind Sie für den Genossen Lenin bestellt?' Ich nickte.

‚Werfen Sie den Motor an, Lenin muß gleich kommen!'

Ein Mann mittlerer Größe öffnet die hintere Wagentür und sagt zu mir: ‚Guten Tag, Genosse! Wie ist Ihr Name?'

‚Gil', antworte ich.

Der Mann blickt mich an und lächelt. Mit seinen Begleitern fahre ich ihn zu einer Versammlung in einer Fabrik. Die Arbeiter rufen: ‚Lenin ist gekommen, Lenin wird sprechen!'

Auf dem Rückweg sehe ich Lenin von der Seite an. Obwohl er gerade mit viel Temperament zu den Arbeitern über ihre nächsten Aufgaben gesprochen hat, sitzt er ruhig und etwas nachdenklich da.

Mutter", ruft Sergei Gil, „such doch mal den Pappkasten 'raus. Du weißt schon." Mutter Gil weiß schon. Auch die Enkel wissen schon. Sie sammeln sich um den Tisch voller Fotos von alten Vorkriegsautos, vergilbter Zeitungsausschnitte und Porträtaufnahmen. Sorgsam wandern die Fotos von Hand zu Hand. Gil erzählt, und ich schreibe und schreibe...

Genosse Gil, der Wagen ist weg!

„Einmal, am Nachmittag, fahren wir zum Smolny zurück, und Lenin geht in sein Zimmer. Ich gehe in den Speisesaal, um etwas zu essen. Die Maschine habe ich auf dem Hof gelassen. Der Hof ist schwer bewacht, und herein- und hinausgelassen wird man nur mit besonderen Ausweisen. Außerdem kannten alle Rotarmisten den Wagen Lenins. Gerade habe ich eine Tasse Tee ausgetrunken, da kommt ein Genosse in den Saal gestürzt und schreit: ‚Komm 'runter! Der Wagen ist gestohlen!'

Ich spuck' vor Aufregung den Tee wieder aus. Das ist ein Witz. Irgendein Irrtum.

‚Glauben Sie, Genosse Gil, der Wagen ist weg!'

Ich rutsche das Geländer hinunter. Rase auf den Hof: Der Wagen ist weg! Ich fasse mich mit beiden Händen an den Kopf. Ein freches Banditenstück. Die Rotarmisten umringen mich und sagen, daß der Wagen vor einer Viertelstunde vom Hof gefahren ist und der am Steuer Sitzende einen Ausweis vorgezeigt hat.

Ich gehe zu Lenin, und er sieht an meinem Gesichtsausdruck, daß ich nichts Freudiges mitzuteilen habe. ‚Was ist los, Genosse Gil?'

Er hört mich ruhig an, ohne mich zu unterbrechen, kneift die Augen zusammen, runzelt die Stirn und geht durch das Zimmer.

‚Also, Genosse Gil, den Wagen muß man finden. Suchen Sie ihn; solange Sie ihn nicht gefunden haben, wird ein anderer Chauffeur mit mir fahren.'

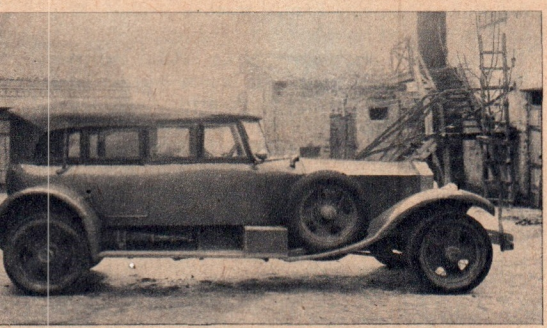
Das war eine harte Strafe. Wie sollte ich den Wagen in dem großen Petersburg finden? Schließlich wimmelte es in der Stadt noch von Weißgardisten und Konterrevolutionären aller Schattierungen. Außerdem gab es auch Banditen, die einfach die Situation dieser Tage ausnutzten. Autos wurden gestohlen und über die noch nicht kontrollierte Grenze nach Finnland verschoben.

‚Wie die Feuerwehr sind die Kerle davongerast', sagte mir ein Rotarmist.

Feuerwehr! Das war's! Schließlich gab es zu jener Zeit nur wenige Menschen, die ein Auto fahren konnten." Sergei Gil kneift nun selber die Augen zusammen und sieht mich an: „Was glauben Sie, wo wir den Wagen gefunden haben?"

„Bei der Feuerwehr", antworte ich.

„Na klar", strahlt er und freut sich noch heute, 40 Jahre nach diesem Vorfall, über das wiedergefundene Auto. „Die Feuerwehrleute hatten es geklaut. Sie hatten es gut versteckt. Aber wir haben es doch gefunden."



Der von Gil im Jahre 1918 gefahrene Rolls Royce, Geschwindigkeit 130 km. Dieses Foto überließ Sergei Gil, der Chauffeur Lenins, freundlicherweise unserem Reporter

✱

Im Jahre 1918, als die Regierung von Leningrad nach Moskau verlegt wird, zieht auch Sergei Gil mit seinem Wagen um. Viel hat er auch hier mit Lenin zusammen erlebt. Immer neue Einzelheiten fallen ihm ein. Einzelheiten, die doch zusammen ein recht gutes Bild und eine Vorstellung von dem Charakter Lenins geben.

„Einmal, im Jahre 1919, kam Gorki nach Moskau. Lenin läßt mich rufen und gibt mir die Adresse. Lenin war immer sehr pünktlich, und er verlangte auch von anderen Pünktlichkeit. Meist war er in dieser Forderung sehr taktvoll. Kam jemand zu spät, so zog er seine Uhr und sagte: ‚Genosse, meine Uhr muß vorgehen, würden Sie mir bitte die richtige Zeit geben?'

Also — auf einmal klingelt das Telefon in der Garage, und ich höre die Stimme Lenins. ‚Genosse Gil, um 7 Uhr bin ich mit Maxim Gorki verabredet, holen Sie ihn pünktlich ab!'

Bis 7 Uhr waren noch vier Stunden Zeit. Ich hatte an meinem Wagen zu tun und beauftragte einen anderen Fahrer mit dieser Fahrt. Eine Viertelstunde vor sieben kommt dieser aufgeregt, mit Schweißperlen auf der Stirn, in die Garage gestürzt und ruft: ‚Ich habe Gorki nicht gefunden, bei diesem Durcheinander in Moskau!'

Ich sause wie ein geölter Blitz in meinen Wagen. Ich wußte, wie streng Lenin seine Arbeitszeit einteilte und wie kostbar ihm jede Minute war. So schnell der Wagen fährt, rase ich durch Moskau —" Sergei Gil sieht, wie ich abschätzend das Foto des Autos betrachte, und er legt mir die Hand auf die Schulter: „130 Kilometer pro Stunde fuhr der Wagen, aber in Moskau gab es keinen Asphalt zu jener Zeit, mein Lieber. In einer Kurve kommt mir eine Pferdedroschke entgegengerast. Wer sitzt darin?" Sergei Gil sieht mich fragend an.

„Gorki", antworte ich.

„Richtig, Gorki. Auch er wußte, wie kostbar die Zeit Lenins ist. Ich lade Gorki um und erkläre in hastigen Worten die Situation. Gorki zwirbelt seinen Schnurrbart: ‚Eine miese Kiste, Genosse Chauffeur, Sie werden einen Rüffel kriegen, und ich auch.'"

Sergei Gil hat seine Stirn in Falten gelegt und sagt: „Also, der Gorki hat nachher sogar versucht, die Schuld auf sich zu nehmen. Aber Lenin — den konnte keiner betrügen. Die Sache endete doch damit, daß ich vom Rat der Volkskommissare eine Verwarnung für nicht ordnungsgemäße Ausführung eines Auftrages des Genossen Lenin bekam.

Wieviel Lenin gearbeitet hat, das wissen wohl alle Menschen, die sich mit seinem Leben beschäftigt haben. Aber er verstand es auch, sich zu erholen. Am liebsten erholte er sich auf der Jagd."

Der Pope

„Im Winter blieben wir einmal stecken. Es blieb uns weiter nichts übrig, als zu Fuß bis zum nächsten Dorf zu laufen. Wir gehen zum Dorfsowjet, und wie es häufig war in diesen Jahren, niemand erkannte Lenin. Wir lassen uns erklären, wie man mit dem Zug nach Moskau zurückfahren kann, und der Vorsitzende des Dorfsowjets blickt dabei immer vom Gesicht Lenins zu einem Porträt an der Wand. Er zwinkert dabei nervös mit den Augen, setzt die Brille auf und ab, und schließlich hat er doch entschieden, daß vor ihm Lenin sitzt. Daraufhin beschloß er, aus Moskau einen Sonderzug anzufordern. Lenin aber lachte und sagte: ‚Alle fahren mit dem Güterzug, Genosse, also lassen Sie uns auch mit dem Güterzug fahren.' So geschah es auch."

Sergei Gil erzählt von den verschiedenen Jagdgefährten, die Lenin auf diesen Ausflügen kennenlernte. An einen erinnert er sich mit großem Vergnügen: „Wir gehen durch den Wald, und auf einmal sagt mir der Förster: ‚Wissen Sie, wer unser dritter Mann ist?' ‚Nein.' — ‚Der Pfarrer Predtetschin.'

‚Na so was', staune ich. Das muß ich gleich Lenin sagen. Aber ich komme nicht dazu. Lenin unterhält sich schon sehr interessiert mit Predtetschin. Dieser verwundert Lenin durch seine ausgezeichneten Kenntnisse der Landwirtschaft, des Lebens der Bauern und der Zukunft des sozialistischen Dorfes.

‚Das ist alles sehr interessant', sagt Lenin, ‚Sie sind wohl Agronom?'

‚Nein', antwortete Predtetschin und ist etwas verlegen. Erst am Abend kann ich Lenin sagen, wer unser Begleiter ist. ‚Was? Ein Pope? Reißen Sie keine Witze, Genosse Gil.' ‚Keine Witze, Genosse Lenin. Er predigt in der Kirche, die wir gesehen haben.' Lenin dreht sich um und sagt zu Predtetschin: ‚Hören Sie mal, es gibt Gerüchte, daß Sie ein Pfarrer wären?'

‚Das stimmt, seit 20 Jahren.'

‚Was sind Sie denn für ein Pfarrer? Kurzgeschnittene Haare, und vor meinen Augen haben Sie Wild geschossen.'

Predtetschin lächelt und antwortet: ‚Ich verstehe Ihre Frage. Mein Äußeres stimmt mit der Ausübung meines Berufes nicht überein.'

‚Und Ihre Überzeugung?'

Predtetschin verstand wohl, daß er mit einem Menschen sprach, dem man die Wahrheit sagen muß oder gar nichts.

‚Verstehen Sie, ich bin nur stundenweise Pfarrer, am Sonntag zum Beispiel.'

‚Wie soll man das verstehen?'

‚Na, die Überzeugung stimmt eben nicht immer mit dem Beruf überein, das kann man im Leben oft beobachten.'

Lenin lächelte verstehend und sagte: ‚Aber das ganze Leben seine Überzeugung verstecken, ist auch eine schreckliche Angelegenheit, was?'

Predtetschin zuckte mit den Achseln und antwortete: ‚Ich wundere mich auch manchmal.

Schließlich sieht das ganze Dorf, wie ich lebe und links und rechts über die Stränge schlage, aber am Sonntag kommen sie in die Kirche, hören meine Predigt und glauben, was ich ihnen erzähle.'

Am Abend verabschiedete sich Predtetschin und sagte mit schuldbewußtem Gesicht: ‚Verurteilen Sie mich nicht, Bürger, unsere Welt besteht aus Gegensätzen. Kommen Sie recht bald wieder zur Jagd.' "

Banditenüberfall bei Moskau

Viele gefährliche Situationen hat Sergei Gil mit Lenin überlebt.

So wurde einmal der Wagen auf einer Fahrt von unbekannten Personen gestoppt. Gil erzählt: „‚Halt', ruft einer. Ich gebe noch mehr Gas, aber Lenin sagt, daß es doch eine Patrouille sein könnte, die die Ausweise kontrolliert, und er verlangt, daß ich stoppe. Kaum steht der Wagen, sind wir von einigen Banditen mit Pistolen in der Hand umringt. Lenin öffnet die Tür und fragt noch: ‚Was ist los, Genossen?' Da ziehen sie ihn schon am Kragen heraus. Wie es ihre Banditenmanier ist, den Mantel über die Schulter, daß er die Arme nicht bewegen kann, und blitzschnell ist er auch seine Dokumente los. Ich habe meine Pistole gezogen. Aber was nutzt es? Schieße ich zwei zusammen, werden doch die übrigen Lenin erschießen. Also sehen wir beide zu, wie zum zweiten Mal unser Auto geraubt wird. Der Wagen saust davon, und erst jetzt merken wir, daß unser dritter Begleiter, Genosse Tschebanow, mit einer Kanne voll Milch in der Hand dasteht, mit der wir Lenins Frau, die damals krank in einem Sanatorium lag, eine Freude machen wollten. Wir mußten alle drei lachen.

Was tun? Ganz in unserer Nähe befand sich das Haus des Bezirkssowjets. Wir laufen dorthin, und die Wache verweigert uns den Eintritt. Lenin sagt: ‚Ich bin Lenin.' Aber die Wache will seine Dokumente sehen. Lenin schimpft. ‚Ich habe keine Dokumente, man hat sie mir gestohlen, und auch den Wagen, und alles das in unmittelbarer Nähe Ihres Bezirkssowjets.' Schließlich läßt uns der Wachhabende durch, nachdem ich meine Dokumente gezeigt habe. Auf telefonische Anordnung Lenins wurde eine große Razzia durchgeführt, und an der Krimbrücke in Moskau fand man schließlich den Wagen. Aber daneben lagen ein erschossener Polizist und ein Rotarmist."

Vielleicht hätte mir Sergei Gil das, was ich jetzt erzähle, nicht gesagt, wenn seine Enkel nicht davon

Eine bisher unveröffentlichte Aufnahme im Kreml aus dem Jahre 1918. Ganz links W. I. Lenin, rechts daneben Swerdlow, der erste Präsident der Sowjetunion, rechts unten Sergei Gil, aus dessen Privatbesitz auch dieses Foto stammt

gesprochen hätten. So aber erfahre ich, daß er bei dem Attentat auf Lenin im Jahre 1918 wahrscheinlich das Leben Lenins gerettet hat. Damals herrschte große Hungersnot. Nach der siegreichen Revolution waren von allen Seiten die Truppen der Imperialisten in die Sowjetunion eingebrochen, und die Konterrevolution nutzte diese Situation für ihre Zwecke aus. Lenin sprach in dieser Zeit täglich in mehreren Werken zu den Arbeitern.

„Und am 30. August 1918 fahren wir also durch das Fabriktor. Lenin verläßt das Auto und geht in die Halle. Neben mir bleibt eine junge Frau in kurzer Jacke mit einer Handtasche in der Hand stehen. Sie sieht mich aus dunklen, erregten Augen an, ihr Gesicht ist blaß und ihre Stimme heiser: ‚Der Genosse Lenin ist wohl gekommen?'

‚Ich weiß nicht, wer gekommen ist.'

Sie lacht nervös und sagt: ‚Der Chauffeur weiß nicht, wen er fährt.' Die Versammlung ist zu Ende, und Lenin will den Wagen wieder besteigen, als zwei Frauen ihn anreden. Sie sprechen über die schlechte Lebensmittelversorgung. In diesem Augenblick ertönt ein Schuß. Ich reiße den Kopf herum und sehe, wie die Frau auf die Brust Lenins zielt und zum zweiten Mal schießt. Ich reiße meine Pistole heraus und ziele auf die Frau. Sie beginnt zu zittern, schießt zum dritten Mal und trifft einen Arbeiter in die Schulter. Dann wirft sie mir ihre Pistole vor die Füße und rennt in die Masse der Menschen. Alles stürzt in schrecklicher Aufregung durcheinander. Lenin liegt mit Arm- und Halsschüssen am Boden. Ich werfe mich schützend über ihn. In diesem Moment kommt ein Mann mit einer Pistole in der Hand auf uns zugerannt. ‚Halt', schreie ich und richte meine Pistole auf ihn. Er wirft sich nach links und verschwindet hinter einem Torbogen."

Später wurde festgestellt, daß außer der Attentäterin Vera Kaplan noch andere Attentäter, darunter auch dieser Mann, mit dem Anschlag auf Lenin beauftragt waren.

Nach dem Tode Lenins, am 21. Januar 1924, war Sergei Gil bis zum Jahre 1936 Fahrer der Frau Lenins, Nadesdha Krupskaja, die als gute Pädagogin großen Anteil am Ausbau des sowjetischen Schulwesens hatte. Nach ihrem Tode wurde Sergei Gil Fahrer des sowjetischen Staatsmannes Wyschinski, den er auch auf seinen Reisen in das Ausland, unter anderem 1946 nach Amerika, begleitete. Seit vielen Jahren lebt Sergei Gil nun als Pensionär — wenn auch diese Bezeichnung für einen Menschen, der fast täglich vor der Jugend Vorträge über die Jahre seiner Arbeit bei Lenin hält, nicht recht zutrifft.

„Wird Ihnen das nicht zuviel?" fragte ich ihn. „Solange es meinen Zuhörern nicht uninteressant wird, nein", antwortete Sergei Gil. Und so verdanken auch Sie, liebe Leser des „Magazin", diese Erinnerungen an Lenin seinem Chauffeur — und seinen Enkeln.

Erwin Bekier

Irmgard Keun, Köln

Das Märchen vom Filmstar Anita

Es fing ganz harmlos an mit Anita. Auf einem Fest der Elektromonteure wurde sie zur Miss Wechselstrom gewählt. Von da an kannte Anita kein Halten mehr. Sie löste die Verlobung mit einem strebsamen Installateur und vernachlässigte ihre Ausbildung als Fußpflegerin, um sich mit geballten Kräften der dornenreichen Karriere eines Filmstars zu widmen. Mit bewundernswerter Zähigkeit gelang es ihr, nach mancherlei schmerzlichen Rückschlägen, erst zum Fotomodell für vitaminhaltiges Bohnerwachs und später zur Diva aufzusteigen. Der ganz große Durchbruch gelang ihr mit den Filmen „Moosbauers Jüngste" und „Das Heckenröslein des Kammerjägers".

Ein in Filmdiensten und Sanatorien vorzeitig gealterter Pressechef riet Anita aus Gründen der Publicity, ihren bisher nur spärlich entwickelten Familiensinn weithin leuchtend zu entfalten, woraufhin die Blutsverwandten der opferbereiten Diva radikal aus ihrer friedvollen Bahn gerissen wurden. Ihr Bruder hing seine erfolgreich begonnene Laufbahn als Plattenleger an den höchsten Nagel, um Regieassistent zu werden. Weil ihm das nicht recht lag, saß er meistens etwas ratlos in irgendeiner Filmkantine herum, wo er aber nicht weiter unangenehm auffiel. Der Vater gab seinen gehobenen Bürovorsteherposten bei einem nur leicht vegetativ gestörten Rechtsanwalt auf, um sich der aufregenden Buchführung und Autogrammpost seiner berühmten Tochter anzunehmen. Ihrer Schwester ließ sie Schauspielunterricht geben, womit sie kein Risiko einging, denn die Schwester lispelte und war in entscheidenden Punkten unterentwickelt. Die Mutter lehnte nach kurzem Versuch strikt ab, sich einer Abmagerungskur zu unterziehen und Ballettstunden zu nehmen. Auch eine moderne Ausbildung in Yoga-Übungen, bei denen sie auf dem Kopf stehen mußte, um unendlich glücklich zu werden, sagte ihr nicht zu. Sie wollte lieber dick und etwas unglücklich sein und schrieb deshalb mit einem angeheirateten Schwager Drehbücher, die zwar einige technische Mängel aufwiesen, jedoch im übrigen dem allgemeinen Drehbuchdurchschnitt entsprachen.

Anita fuhr ein diskret geblümtes Kabriolett mit wasserfest plissierten Kotflügeln, um im Straßenverkehr nicht aufzufallen. Sie trug einen beinahe echten Nerzmantel, den im Dunkeln Gutwillige für gepflegten Zobelverschnitt halten konnten, und bewohnte eine palastartige Baracke mit vornehm frisierten Preispudeln, exotischem Unkrautgeranke an den Wänden, mit schicker Hausbar und traulicher Kaminattrappe, vor der sich Journalisten und Fotografen sofort als „Gast bei Prominenten" fühlten. Anita sammelte frühgotische Madonnen aus dem Spätjahr 1958 und Meßgewänder, weil das unter Leinwandberühmtheiten gerade Mode war und ihrem vorzeitig gealterten Pressechef ein opportuneres Hobby nicht einfiel. Einen publizierungswürdigen Flirt unterhielt sie mit einem der reichsten abendländischen Prinzen aus dem Morgenland, der aber nichts davon wußte und Anita überhaupt nicht kannte. So hätte denn alles in schönster Ordnung sein können. Doch leider fühlte sich Anita, deren Pressechef gerade unter den Folgen einer Frischzellenkur litt, eines unseligen Tages bemüßigt, ausgerechnet der Presse gegenüber ihr grausam hartes Los als Filmstar tief beklagenswert zu finden.

Zeitlebens habe sie sich nach einem schlichten

Dasein im Verborgenen gesehnt, gab sie bekannt, aber gerade das gönne man ihr nicht. Sie liebe die Menschen bis zur Selbstaufopferung, ihr einziges Lebensziel sei, auch den Ärmsten noch ein wenig Sonnenschein in den schwarzen Alltag zu zaubern, obwohl sie unter dem grellen Licht der Öffentlichkeit unsagbar leide. Nirgends lasse man sie zur Ruhe kommen. Überall werde sie, trotz brillantenbesetzter Infrarotbrille, sofort erkannt, unziemlich angestarrt und belästigt. Bei ihren Ankünften auf Flughäfen werde sie von Blumenspenden und Reportern fast unter die oft noch rotierenden Propeller gedrückt. Tags und nachts bombardiere man sie aus Hollywood mit Bitten um Vertragsabschlüsse. Trotz dieser teuflischen Nervenbelastung sei sie standhaft und ihrer geliebten Heimat treu geblieben. Wie aber danke ihr diese Heimat? Anläßlich einer Autogrammstunde sei ihr, Anita, ein original Pariser Konfektions-Modellkleid nahezu buchstäblich vom Leib gerissen worden, nachdem sie sich durch pausenloses Schreiben ihres Namens ein, allerdings wohlgeformtes, Überbein am linken Handgelenk zugezogen habe. Ihre wundervolle Seelenfreundschaft mit einem der edelsten Abkömmlinge eines tausendjährigen Herrschergeschlechts sei durch die Presse gehässig in den Schmutz gezogen worden. Pflichtgetreu lese sie immer alles, was über sie geschrieben werde und komme deswegen kaum noch dazu, sich den Werken Spinozas, Pascals und Einsteins zu widmen, deren Studium ihr lebensnotwendig sei. Auch habe man sich in tückischer Weise über ihren letzten Film „Edelweiß am Bachesrand" lustig gemacht. Sie sei nun einmal, auch hinsichtlich ihrer Filmstoffe, immer für das Gute und Schöne, und die fanatische Begeisterung ihres erdumspannenden Publikums gebe ihr recht. Sie jedoch wolle nun endgültige Ruhe, nichts als Ruhe.

Da dieser Bericht ein Märchen ist, wurde Anitas Wunsch erfüllt. Sie bekam Ruhe. Kein Reporter schrieb mehr über sie. Keine Menschenmasse versuchte, ihr die knitterfesten Stoffe vom Leib zu reißen oder sie unter Flugzeugpropeller zu quetschen. In Lokalen und auf Straßen wurde sie nicht mehr angestarrt, selbst wenn sie drei dunkle Brillen übereinander trug. Der Film „Edelweiß am Bachesrand" wurde nie mehr erwähnt. Der Funk verzichtete großmütig darauf, Anita wegen ihrer demnächstigen Film- und Hochzeitspläne zu interviewen. Sogar ihr Überbein am linken Handgelenk wurde nicht mehr fotografiert, ihre anderen Beine auch nicht.

Anita suchte vergebens die Verbindung zu ihrem ehemaligen Verlobten, dem Installateur, wieder aufzunehmen. Die aufgelöste Verlobung nahm er ihr nicht so übel, wohl aber, daß sie ihn beim Aufbau ihrer palastartigen Baracke nicht die kostspieligen sanitären Anlagen hatte ausführen lassen.

Anitas Bruder gab seinen Job als Regie-Assistent auf und wurde Kellner in einer Film-Kantine, um die Familie notdürftig über Wasser zu halten.

Anita weinte, weil sie sich die Ruhe nicht ganz so ruhig vorgestellt hatte. Und wenn sie nicht gestorben ist, dann weint sie heute noch.

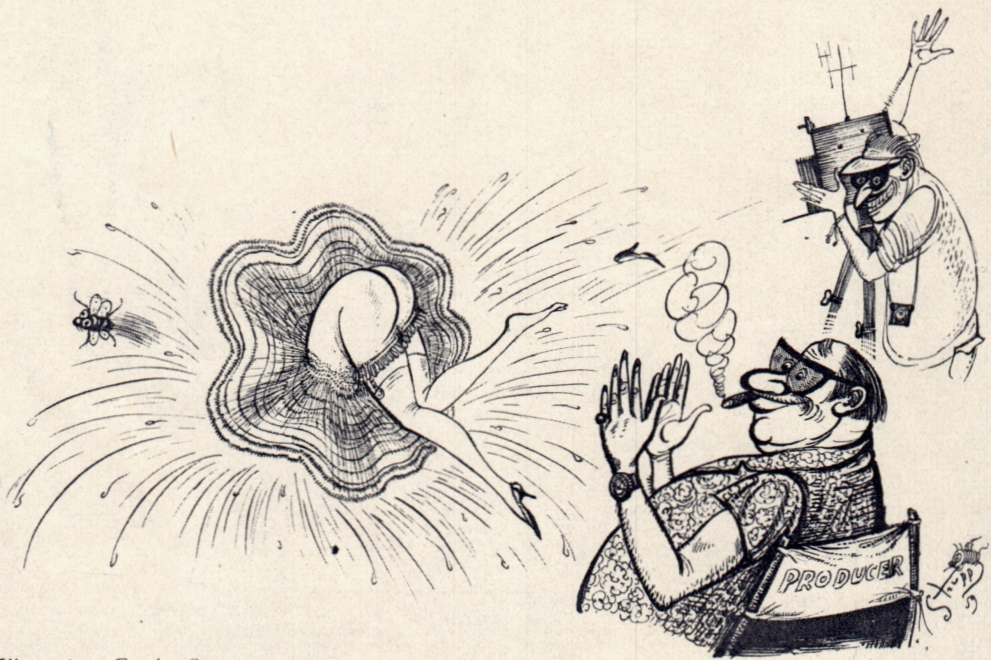


Illustration : Günther Strupp

Pot-Bouille

Ein französischer Film von Julien Duvivier

nach dem Roman „Paradies der Damen“ von Emile Zola

1

2

Octave Mouret (Gérard Philipe), ein junger charmanter Mann, der soeben in Paris eine Stellung als erster Verkäufer in dem Warenhaus von Caroline Hédouin „Paradies der Damen“ angenommen hat, begegnet Frau und Herrn Josserand (Jane Marken und Olivier Hussenot) und ihren Töchtern Berthe (Dany Carrel) und Hortense (Danielle Dumont)

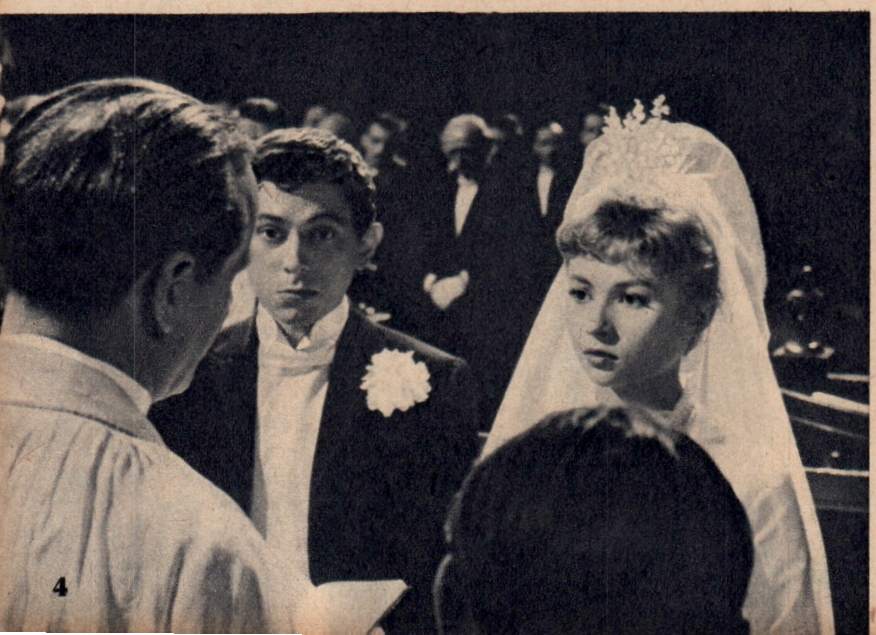
Frau Josserand sieht in Octave eine gute Partie für ihre jüngste Tochter Berthe und bereitet eine große Abendgesellschaft vor

3

◀ *Octave ist einem Flirt mit der bezaubernden Berthe nicht abgeneigt, aber er zieht sich schnell zurück, als er die Absichten von Frau Josserand durchschaut*

5

▲ *Seine Zimmernachbarin, die hübsche Marie Pichon (Anouk Aimée), tröstet ihn liebevoll über diesen kleinen Verdruß hinweg*



4

◀ *Frau Josserand ist es gelungen, Berthe mit Auguste Vabre (Jacques Duby), dem Besitzer eines Kaufhauses, zu verheiraten*

Pot-Bouille

Was kommen mußte, kommt. Berthe ist nun eine junge Frau, kokett und selbstbewußt, und wird die Geliebte von Octave. Sie überredet ihn, eine Stellung im Geschäft ihres Mannes anzunehmen

Im Kaufhaus Auguste Vabre wird Octave ein erfolgreicher Verkäufer, und Caroline Hédouin bereut, daß sie ihn so kalt und herzlos abgewiesen hat

Octave kehrt zu Caroline (Danielle Darrieux), die inzwischen verwitwet ist, zurück und findet in ihr eine zärtlich liebende Frau. Er heiratet sie, und unter seiner Leitung wird das „Paradies der Damen" das erste Kaufhaus der Stadt

Regenschirm und Sonnenschein

Peter Purzel:

Man nimmt den Schirm
(hab' ich gemeint!)
zumeist, wenn eine
Wolke weint ...
zum Schutz
vor Wind und Regen.

Die Damen hier
hingegen
benutzen ihn
wohl lediglich
(ganz oben!)
gegen Sonnenstich
und (links
im unt'ren Drittel)
als Schirmbild-.
Anreizmittel.

Bei meiner
Schirmphilosophie
stieß ich (rechts oben!)
dann auf sie
und überlegte mir
jetzt bloß:
Warum ist denn
der Schirm so groß ...?

Die Jacke deckt sie
spärlich –
da ist das wohl
erklärlich!

Ich sagte das
wohl ziemlich laut,
worauf sie (rechts)
mir anvertraut,
daß Mann, wenn Mann
was drinsieht,
Mann trotzdem nicht
gleich hinsieht!

Zuletzt, da traf ich
regenwild
aufs erste wahre
Regenbild:
... ein Osterlämmchen
lämmert still
in den belämmerten
April!

Lothar Kusche bei Honigmays zu Gast

sagen: er ist Parteisekretär des Clubs der Filmschaffenden und Mitglied im Elternaktiv der Schule, die seine Tochter Barbara, genannt Babu, 10 Jahre alt, besucht. Sein Hauptberuf ist Leiter der Stacheltier-Gruppe bei der DEFA. Schon daraus, daß er beim Film arbeitet, geht hervor, daß er selten pünktlich Feierabend machen kann, denn beim Film fängt man meistens nicht pünktlich an mit einer Arbeit, und noch seltener hört man pünktlich damit auf. Schwer zu sagen, woran das liegt. Beim

Wer beruflich mit heiterer Muse zu tun hat, muß wenigstens zu Hause lachen können

Beide sind es wert, daß über sie geschrieben wird, denn von beider Arbeit hat auch der Freund des „Magazin" schon Freude und Nutzen gehabt: als Theater- oder Kinobesucher, als Zeitungleser, als Fernseher. Sie wurde in Wetzlar geboren, er in Wiesbaden; die Luftlinie zwischen beiden Orten ist ungefähr 60 km lang, aber Gisela Mays und Georg Honigmanns Reise zueinander ging über eine Luftlinie von rund 450 km, alle Umwege nicht eingerechnet, und der Treffpunkt war Berlin.

Sie sind zwar verheiratet, aber man trifft sie selten zusammen an. Es liegt daran, daß Gisela May nicht nur eine bienenfleißige Schauspielerin und Sängerin ist, sondern auch als Vorsitzende der Berliner Gewerkschaft Kunst und in allerhand Kommissionen und Räten eine Menge gesellschaftliche Arbeit tut. Das gleiche kann man von Georg Honigmann

Film arbeiten sehr viele Leute, aber vielleicht arbeiten nicht alle diese Leute sehr viel.

Was Gisela May betrifft, so hat sie auch angestrengt für den Film gearbeitet. Man erinnere sich an „Treffpunkt Aimée" und vor allem an ihre Darstellung einer Bäuerin in „Eine alte Liebe" (keine Geste Schablone, keine Silbe theatralisch). Ihr letztes Fernsehspiel hieß „Licht unter der Tür". Welches ihre letzte Premiere am Deutschen Theater war, zu dessen Ensemble sie gehört, kann ich nicht sagen. Ich erinnere mich nicht daran, es ist schon länger her. Gisela May spielt dort in Shakespeares „König Lear", im „Sturm" von Bill-Bjelozerkowski und in Goldonis „Kaffeehaus".

Georg Honigmann betreut das „Stacheltier" seit dessen Geburt. „Stacheltiere" sind bekanntlich die ganz kurzen DEFA-Filme, die alle wichtigen

Tierfreundin Gisela – hölzerne, gipserne, bronzene und lebende Katzen

Probleme unserer Tage abhandeln, vor denen sich die langen DEFA-Filme oft drücken und die überdies manchmal noch lustig sind. Wahrscheinlich ist Georg Honigmanns Arbeit ernst, vielleicht sogar bitter. Wer Spaß und Satire liebt, müßte ihm dankbar sein, auch wenn der Spaß nicht immer gelungen und die Satire nicht immer scharf ist. Das muß schließlich nicht an Honigmann liegen. Beim Film arbeiten sehr viele Leute, davon haben wir ja schon gesprochen. Gisela May hat mit ihrer Kunst auch eine Menge für die Satire und den Humor getan. Zu ihren Chanson-Spezialitäten gehören Brecht-Eisler und Tucholsky. Gisela May ist ja (wie sich mittlerweile herumgesprochen haben dürfte) an der höchst erfolgreichen Wiederbelebung des zu Unrecht totgesagten Chansons maßgeblich beteiligt. Teils gemeinsam mit Ernst Busch und wenigen anderen Kollegen vom Deutschen Theater, teils aber auch ganz allein, bloß vom Pianisten Peter Fischer begleitet, hatte sie große Erfolge bei Vortragsabenden in Hamburg, Berlin, Stuttgart, Frankfurt, Brüssel, Warschau, Wien, Mailand, Genf, Rom und London. Daraufhin haben nun auch wir hier ihre besondere Gabe blitzschnell erkannt, denn wir deutschen Kritiker reagieren nun mal rasch.

Chansons nehmen, auch auf dem Papier, nicht viel Platz weg. So hat sich Gisela May eine, ich muß schon sagen: kriminelle Methode zugelegt, um ihre Texte zu lernen. Sie hat mir eingestanden, daß sie sich die Zettel mit den Versen hinters Steuerrad klemmt. Sie lernt also im Auto, und wir müssen fürchten: sogar beim Fahren. Chansons sind für diese Lernmethode natürlich besonders geeignet, denn Rollenbücher, noch dazu solche mit großen Rollen, kann man nicht hinters Steuerrad klemmen, es sei denn, man würde einen Autobus fahren. Ich bringe diese Enthüllungen über Gisela May hier nicht zum Spaß, sondern als eine ernste Warnung. Wollen Sie sich Frau Mays Autonummer notieren? IA 63—86, ein „Wartburg" in den Farben Weiß und Ocker, bei schlechtem Wetter Grau und Ocker. Vorsicht beim Herannahen dieses Fahrzeuges! Ich hoffe inständig, daß ich zu schwarz sehe und daß sie wirklich nur während des Parkens lernt. Denn die Volkspolizei versteht in diesen Sachen keinen Spaß.

Obwohl sie manchmal durchaus Spaß versteht.

Georg Honigmann ist unlängst einem humorigen Volkspolizisten begegnet. Honigmann fuhr Auto, und zwar nicht ganz vorschriftsmäßig. Dann spielt in dieser Anekdote noch der geniale Georg Büchner eine Rolle, über dessen Weltbild Honigmann einst eine längere Arbeit verfaßte. Dafür erteilte man dem Studenten G. H. seinerzeit die Doktorwürde.

Der Volkspolizist prüfte also den Ausweis des Verkehrssünders und fragte: „Sind Sie Doktor der Medizin?"

„Nö — der Philosophie."

„Dann sollten Sie öfter über die Frage nach Sein oder Nichtsein nachdenken, mein Lieber. Eben waren Sie nämlich dem Nichtsein bedeutend näher als dem Sein."

Und nun ist es Zeit, daß wir aufs Kochen zu sprechen kommen.

Den eigentlichen Höhepunkt erreicht das normale Künstler-Porträt nämlich dann, wenn der Verfasser seinen Lesern enthüllt, die Künstlerin beziehungsweise der Künstler könne wundervoll kochen, und dies wäre die eigentlich wahre, wenn auch geheime Leidenschaft. Zumeist hat sich der Verfasser nicht von den Kochkünsten überzeugt, aber die Künstler haben es ihm erzählt, manche Künstler erzählen ja sehr viel, und das genügt ihm. Mir persönlich kommt die Geschichte mit dem Kochen immer ziemlich verdächtig vor. Soll das Publikum über die mangelnden künstlerischen Qualitäten eines Schauspielers hinweggetröstet werden, indem man ausplaudert, wie gut der Betreffende kochen kann? Handelt es sich denn um Porträts von Köchen oder um Porträts von Schauspielern? Ich schätze die Kochkunst nicht etwa gering ein, bewahre. (Ich bin so ein kleiner Dicker, der gern viel ißt und trinkt.)

Fast eine Gardinenpredigt

Aber an Gisela May schätze ich ihre universale Begabung für die darstellende Kunst weit höher als irgendwelche häuslichen Talente, und deshalb habe ich nach denen erst gar nicht geforscht. Zum Thema: Verwandtschaft der Künste: Gisela May, die heute eine bedeutende Charakterspielerin ist, hatte Mitte der vierziger Jahre in Dresden einen Kollegen, der sich inzwischen zum Koch qualifiziert hat und als solcher im Kölner Fernsehen auftritt: Clemens Wilmenrod — falls Sie das interessiert.

Honigmann kann auch gut kochen, jedenfalls Kaffee. Für zwei Tassen nimmt er fünf gehäufte Teelöffel Kaffeepulver. Seiner Ansicht nach kriegt man bloß deshalb so selten guten Kaffee, weil die Hausfrauen geizig sind. Von der Gastronomie wollen wir in diesem Zusammenhang besser nicht reden. Außer mit Kaffeetrinken beschäftigt sich Georg Honigmann in seiner Freizeit, wie seine Frau behauptet, hauptsächlich damit, daß er seine Brille sucht. Das ist aber stark übertrieben. In Wahrheit ist er, ob mit, ob ohne Brille, ein witziger Plauderer mit geradezu berlinischer Schnoddrigkeit, unerachtet seiner Wiesbadener Herkunft. An seiner kritischen, nüchternen, dabei äußerst brillanten Einschätzung von Menschen, Dingen und Vorgängen erkennt man gleich den alten und vor allem den guten Journalisten. Früher war er Auslandskorrespondent der „Vossischen Zeitung", während seiner Emigration Leiter der Deutschland-Abteilung von Reuters Nachrichtenagentur in London. Am Aufbau der deutschen Nachkriegspresse war er maßgeblich beteiligt; er leitete eine Mittagszeitung in Berlin („bam") und später lange Zeit die beliebte „BZ am Abend". Nun, da Dr. Honigmann dem „Stacheltier" vorsteht, könnte man bedauern, daß er der Presse abspenstig geworden ist — wenn nicht die Frage so schwer zu entscheiden wäre, wo der Witz augenblicklich nötiger gebraucht wird: bei der Presse oder beim Film. Wie soll man das beantworten, nicht wahr.

Gisela Mays wirkliche Leidenschaft ist ihre Kunst. Die Frau reibt sich auf für Theater, Film, Fernsehen, Rundfunk. Sie geht auch in die Betriebe, singt in kleinen Sälen, ist sich eigentlich für nichts zu schade. Daß ihre großen Tourneen strapaziös sind, kann sich jeder denken. Ich muß schon sagen: für Gisela May hat sich die darstellende Kunst zu einem Laster ausgewachsen, wie es beinahe jeder Mensch hat. Sie spielt und singt, braucht daher nicht zu rauchen, nicht zu trinken. Sie bringt nicht mal eine Tasse Kaffee hinunter; so gleicht sich Honigmanns enormer Verbrauch schließlich wieder aus. Obwohl Frau Gisela zwei Katzen liebt und hegt, ist die schöne Häuslichkeit der Honigmays, mitten in der Berliner Innenstadt gelegen, so gepflegt wie man sich's nur wünschen kann. Offenbar handelt es sich um geruchlose Katzen. Der Kater führt den grimmen Namen Sodom, das Kätzchen heißt DEFA, denn es lebte vorher auf dem DEFA-Gelände. DEFA ist sehr scheu (das kennt man sonst gar nicht bei DEFA-Leuten). Honigmays besitzen außerdem noch größere Mengen von Katzen in Gips und Bronze sowie auch Katzen, die gezeichnet, in Holz geschnitten und gemalt sind. Hingegen einen Vogel, wie man ihn sonst bei prominenten Leuten oft findet, haben die Honigmays nicht. Gisela May ist eine ganz reizende Frau. Sie versteht sich ausgezeichnet darauf, eine Wohnung schön einzurichten. Sie ist immer gut angezogen und hat nie Zeit, außer zum Lernen. Vor Jahren ging sie ins Engagement nach Schwerin, um dort recht viel zu lernen, denn in Schwerin waltete seinerzeit die unvergessene Lucie Höflich als Schauspiel-Direktorin. Es ist bewundernswert, wenn jemand für längere Zeit irgendwohin fährt, um zu lernen; das kommt noch immer zu selten vor, auch bei Schauspielerinnen.

Gisela Mays Steckenpferd ist eine erlesene Tonbandsammlung. Diese abzuhören, dient ihr ein Bandgerät unserer Fertigung; seinen Namen sollen Sie nie erfahren, es ist ein „BG-19". So fällt auch in den edelsten Becher noch ein Wermuttropfen.

Übrigens sind die Honigmays sehr unterhaltend, er erzählt besonders gut Witze, und schon deshalb ist es eigentlich schade, daß Sie die beiden nur durch das Medium des Theaters oder Kinos kennen und nicht persönlich mit ihnen zusammenkommen. Man kann sie nämlich wirklich gern haben.

Der Maler

Hans Erni

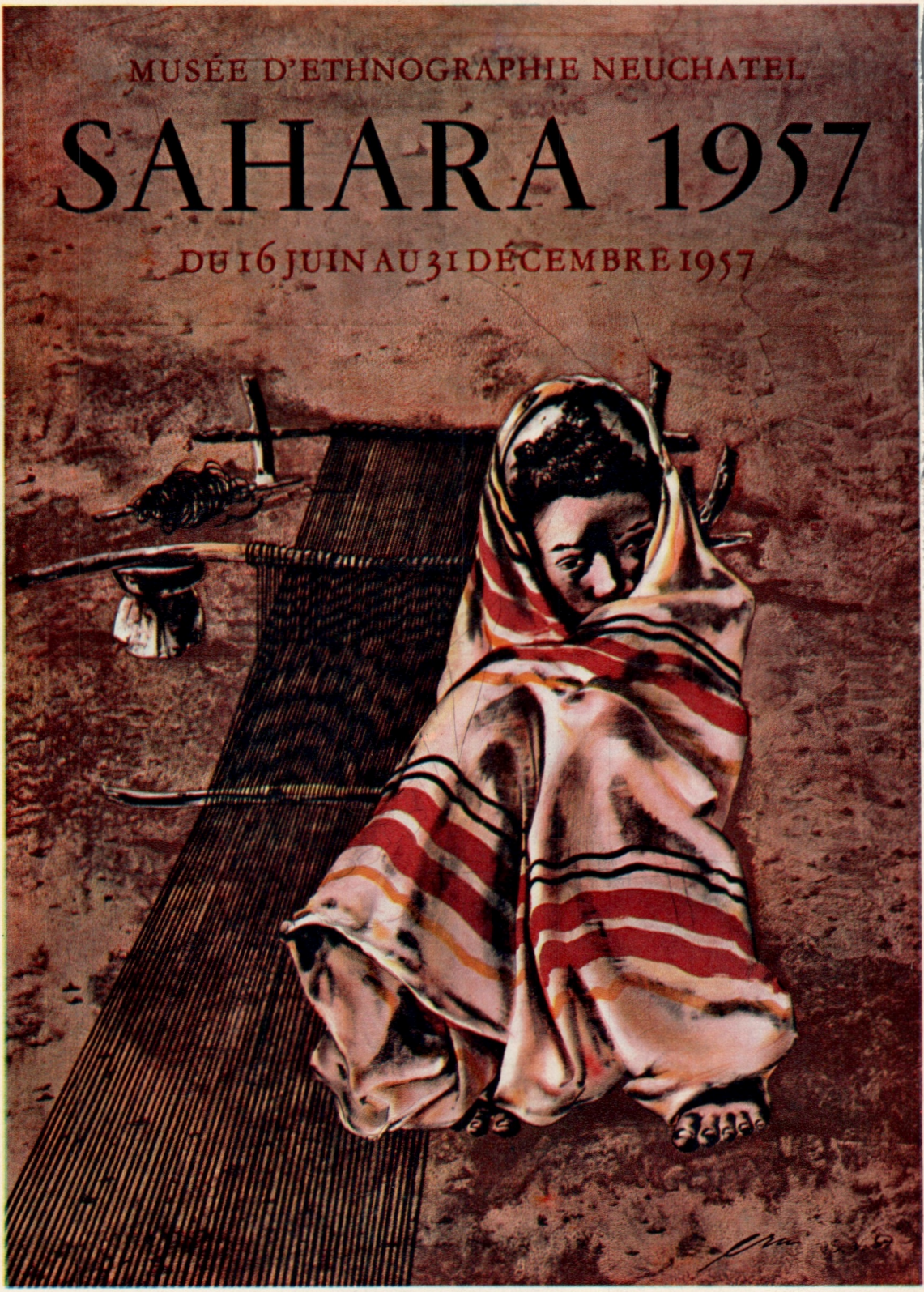
ein Enzyklopädist mit Pinsel und Stift

Umkreis des Wissens — das ist die wörtliche Übersetzung des griechischen Wortes Enzyklopädie. Die Enzyklopädisten Diderot und D'Alembert leiteten mit ihrer Erfassung des Wissens, der Kunst und der Technik ihrer Zeit die Epoche der bürgerlichen Revolution, das moderne Zeitalter ein.

Nicht mehr Gott war der Schöpfer aller Dinge — der Mensch selbst begann sich von den Fesseln der Natur und einer angeblich göttlichen Ordnung zu befreien — der Mensch begann, Naturgesetze zu

▲ *Hans Erni in seinem Atelier. „Ein Maler, der glaubt, ohne die Beziehung zur Gesellschaft auszukommen, hat gleichsam keinen Boden unter den Füßen", sagte Erni einmal. „Mein künstlerisches Schaffen und meine Lebenserfahrung haben mir das immer wieder bestätigt."*

Hans Erni beteiligte sich 1953 an der „Biennale del Gente del Mare" in Rimini (Italien). Mit seinem Temperabild „Die drei Generationen" gewann er den ersten Preis ▼



Hans Erni: Plakat für eine Ausstellung in Neuenburg

erkennen, Kräfte, die auf ihn einwirken, zu zähmen und in seinen Dienst zu stellen.

Bald zwei Jahrhunderte später steht der Mensch nach der siegreichen Sozialistischen Oktober-Revolution an der Schwelle des kosmischen Zeitalters, am Anfang des Endes der schweren Arbeit, der Gegensätze von Kopf- und Handarbeit und der Gegensätze von Stadt und Land, am Beginn der eigentlichen Geschichte der Menschheit. Die Vorgeschichte, geprägt und beengt durch die Klassengesellschaft, von der Karl Marx gesprochen hat, geht zu Ende.

Wie kann dieser Weg den Menschen zu Bewußtsein gebracht werden, wie können sie diesen Weg selbst bestimmen und weitergehen?

Mit allen malerischen und zeichnerischen Mitteln, die einem Künstler des 20. Jahrhunderts zur Verfügung stehen, antwortet Hans Erni auf diese Frage. Der jetzt fünfzigjährige Schweizer ist weltberühmt geworden. Wir kennen seine Plakate für die jüngsten Kongresse der Weltfriedensbewegung. Sein warnender bildlicher Aufruf gegen den Atomkrieg, die zum Totenkopf gewordene berstende Erde, ging, oft verboten und verfolgt, um die Erde.

Sein großes Können wird auch in seiner Schweizer Heimat geschätzt, und immer wieder erhält er, oft zum Mißvergnügen reaktionärer Kreise, öffentliche Aufträge. Er stellte seine Kunst auch in den Dienst der Schweizer Hilfsaktionen nach dem Kriege, des Kampfes um die Altersversicherung, des Frauenstimmrechts und der Gewerkschafts- und der Friedensbewegung.

Hans Erni vereinigt in sich das Talent, die Freunde der Luxusdrucke zu begeistern und zugleich Werke zu schaffen, die als Fresken und Gemälde das Denken anregen, die Beschauer belehren und zum

▲ *Krieg oder Frieden. Das weltbekannte Atomplakat, das Erni für die schweizerische Bewegung für den Frieden schuf*

Elektrizität im Dienste der Menschheit – Schmuckblatt einer Festschrift, die 1954 entstand. Tempera ▼

Verständnis des Schönen erziehen.

Als Sohn des Maschinisten eines Dampfers vom Vierwaldstättersee entdeckte er im Schiffsrumpf, dem Arbeitsplatz des Vaters, die Schönheit der Technik und erlebte in der heimatlichen Bergwelt die Gewalt der Natur. Nach seiner Lehrzeit als Vermessungstechniker, später als Bauzeichner, wurde die vom Vater geerbte zeichnerische Begabung offenbar. Es gelang ihm, an die Kunstgewerbeschule in Luzern zu kommen. Er wollte Maler werden — und er wurde es. Der junge

Künstler ging nach Paris, mitten in den Strom und den Streit der Kunstrichtungen. — Angeregt von den Großen der Pariser Schule, kehrt er nach Aufenthalt und Studium in Berlin nach Luzern zurück. Er beherrschte schon damals alles: Abstraktion, Surrealismus, klassische Zeichnung und realistische Darstellung. — Doch welchen Weg wird er gehen? Die erste eindeutige Antwort gab er mit seinen Fresken zur Schweizerischen Landesausstellung in Zürich 1939. Es gelang ihm, wie der Schweizer Kunst- und Gesellschaftskritiker Konrad Farner schrieb, „ein Gesamtbild der Dinge und Geschehnisse und zugleich der immerwährenden Gesetzmäßigkeit in der Natur wie der vorübergehenden Widersprüche der Gesellschaft seines Heimatlandes zu schaffen".

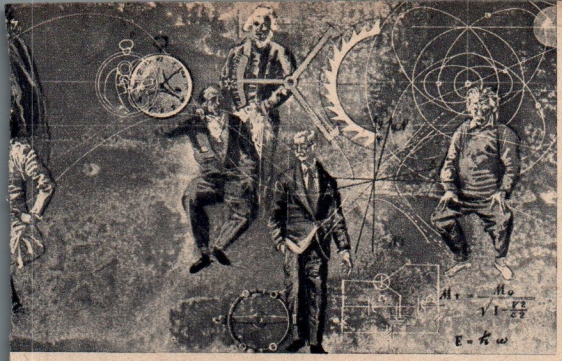
Nach der „Geschichte der Arbeit" des Tessiner Sozialisten Canevascini schuf er 1943 Tafeln, die eine selbständige bildliche Darstellung dieses großen Themas waren. Es fand gewissermaßen seine Fortsetzung in den Bildern zu Iljins Buch „Naturgewalten und Menschenmacht". Immer größer und umfangreicher wird Ernis Wissen um die Menschen und ihre Fähigkeit, die Natur zu verändern. Ein wahrhaft enzyklopädischer Überblick aber sind seine Fresken „Die Eroberungen des Menschen" am Völkerkunde-Museum in Neuenburg 1954. Drei riesige Wandbilder im Schweizer Pavillon der Brüsseler Weltausstellung 1958 umfassen Geschichte, Technik und Philosophie der Zeitmessung, von dem Prager Astronomen Tycho de Brahe bis zu Einstein, von den Sonnenuhren bis zu den Präzisionsreglern. Ein Kunstblatt zur Festschrift des Verbandes des Personals der öffentlichen Dienste stellt 50 Jahre Schweizer Arbeiterbewegung dar, ihre internationalen Beziehungen, ihren Kontakt mit Lenin, alles wird sichtbar — ein Wandbild, das leider nur als Bildtafelwerk ins Buch gebannt ist.

Erni lebt und arbeitet in seinem neuen Hause bei Luzern, aber auch immer wieder in seinem Pariser Atelier, bei seinen Freunden, unter Künstlern und Arbeitern. Seine zahlreichen Gemälde, die in Paris und Luzern entstanden sind, hängen in den Galerien und Privatsammlungen vieler Länder.

1956 reiste er mit seiner Frau durch die Sowjetunion

Der Hellenist André Bonnard bei den Plejaden. Tempera, 1953

Begeistert vom sowjetischen Ballett, malte Erni 1955 das Temperabild „Romeo und Julia"



Von Ptolemäus und seinem System bis zur Atomuhr. Eins der drei riesigen Wandbilder, die 1958 im Schweizer Pavillon der Brüsseler Weltausstellung zu sehen waren. Sie zeigen die Geschichte, die Technik und die Philosophie der Zeitmessung

Ochsentreiber am Brunnen in Mauretanien, Tempera, 1951

und füllte seine Skizzenbücher besonders mit Eindrücken aus Armenien. Vier Jahre vorher war er mit dem Völkerkundler Jean Gabus in Guinea und Mauretanien. — Große Wandbilder und viele Zeichnungen, wichtige Beiträge zum wissenschaftlichen Ergebnis der Reise, brachte er zurück.

Seine Zeichnungen, Menschen des klassischen Altertums, graziöse Gestalten des 18. und 19. Jahrhunderts, die Einwohner Afrikas, beleben viele von ihm illustrierte Bücher der Büchergilde Gutenberg und Ausgaben für Bibliophile. Mit sicheren Strichen zauberte er das sowjetische Ballett aufs Papier, und seine herrlichen Kohlezeichnungen bilden mit den Versen André Bonnards (deutsch von Stefan Hermlin) den vom Berliner Verlag „Volk und Welt" herausgegebenen Band „Verheißung des Menschen".

Mit tiefem Verständnis und malerischer Leidenschaft hat Erni Bonnards und Einsteins lebensgroße Porträts geschaffen. Als der große Enzyklopädist in der zeitgenössischen Malerei erfüllt er mit seiner Kunst das Vermächtnis dieser Friedensfreunde, des

Mathematikers und Physikers Albert Einstein und des Dichters und Vermittlers der altgriechischen Kultur André Bonnard, der einmal schrieb:

Der Planet Erde wird die Heimat aller Menschen sein.
Beruf des Menschen: entgegenhandelnd zu siegen.
Man unterdrückt ihn: er erfindet das Recht.
Man blendet ihn mit Mystik:
er erforscht die Welt und ihre Gesetze.
Man raubt ihm seine Felder, sein Haus, sein Brot:
da macht er die Güter zum Eigentum aller.
Man vergiftet ihn mit kriegerischen Parolen.
Man verbrennt ihn, man zermahlt ihn. Mit Napalm, mit Atombomben.
Er ruft nach Frieden, er ruft nach Frieden, er ruft nach Frieden.
Bis er ihn hat. Und für immer.

Theodor Pinkus

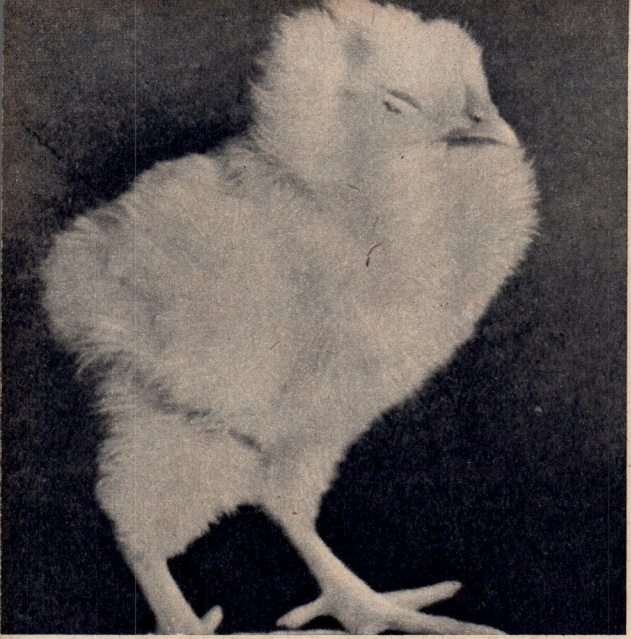
Wenn Ostern auf Weihnachten fällt

Ostern sollte man zum Tag der Hühner erklären, denn es ist der einzige Tag im Jahr, da uns die Existenz dieser Vögel durch ihre Produktion näher beschäftigt. Ungerechterweise sagen wir aber unseren Kindern, daß der Osterhase alle diese schönen buntbemalten Eier gelegt habe und singen wie zum Hohn: „Ich wollt', ich wär' ein Huhn, dann hätt' ich nichts zu tun ..." Berechtigt fragt darauf das Hühnervolk, wer die 2942 Millionen Eier legen soll, die im Verlaufe des Siebenjahrplanes jährlich auf den Tisch beziehungsweise in die Pfanne kommen werden. Der Osterhase sicher nicht, schon eher der Weihnachtsmann. Sie meinen, Weihnachten gäbe es kaum frische Eier? Gewiß, bei der bisherigen Produktionsweise nicht. Da erfolgte die jährliche HO und Konsum verwirrende Eier-Schwemme im April, und dann wurde es duster.

Wieso nun Ostern in Zukunft auf Weihnachten fallen wird — zumindest auf dem Eiermarkt —, verrät uns Frau Dr. Wachsmuth vom Institut für Betriebs- und Arbeitsökonomik Gundorf der Deutschen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften. Sie ist

der geistige Vater und die fürsorgende Mutter einer neuen Form der Hühnerhaltung in der DDR, der Intensiv-Geflügelhaltung. 1956 begann sie in Gundorf mit den ersten Versuchen, und heute arbeiten bereits viele LPG und VEG nach dieser neuen Methode, deren wesentliches Merkmal darin liegt, daß die Hühner intensiv, also ohne Auslauf gehalten werden. Jeder Autofahrer kennt die bisherige Form der Hühnerhaltung, wenn er laut fluchend und auf die Bremsen tretend einem Huhn in letzter Sekunde auf der Dorfstraße das Leben rettet. Kein Roman, der auf dem Lande spielt, wird es versäumen, den auf dem Mist krähenden Hahn als idyllisches Stimmungsbild zu verwenden. Damit wird es in wenigen Jahren vorbei sein, und unsere Schriftsteller werden auch in diesem Detail das Neue im Dorf beachten müssen, wollen sie nicht schon von den Jüngsten wegen ihrer Rückständigkeit ausgelacht werden. Denn rückständig ist die bisherige Hühnerhaltung. Bei viel Arbeits- und Futteraufwand wird ein geringer Ertrag erzielt. Der beste Beweis dafür dürfte die Tatsache sein, daß die Bauern bisher großzügig das Eiergeld den Bäuerinnen für ihre private Kasse überließen. Das würden sie sich bei der Intensiv-Geflügelhaltung sehr genau überlegen. Eine Arbeitskraft ist hierbei in der Lage, 3500 Hühner zu betreuen und jährlich 525 000 Eier auf den Markt zu liefern. Man braucht keinen Rechenschieber, um zu bemerken, daß hier etwas zu erben ist, wie die Bauern sagen, die bereits eine Intensiv-Geflügelhaltung haben.

Voraussetzung sind robust aufgezogene Junghennen, die beim Frühjahrsschlupf im Februar/März nach sechs Monaten Auslauf im August in den Stall kommen. Am besten eignen sich dafür Leghorn-Hennen. Mit den feurigen Italienerinnen ist es schon ungünstiger, da sie sich gegenseitig die Federn ausrupfen und dabei das Eierlegen vergessen. Der Hauptvorteil der neuen Haltung besteht darin, daß die Hühner das ganze Jahr hindurch gleichbleibender legen. Der größte Eieranfall ist im Dezember, so daß künftig unter dem Weihnachtsbaum ein Teller buntbemalter frischer Eier erscheinen kann. Nach einem Jahr, etwa im Juli, wird der Bestand geschlachtet, und die Hausfrauen bekommen im Hochsommer frische, etwa 2 kg schwere Suppenhühner.



Soeben ausgeschlüpft

Darin liegt der zweite große Vorteil der Intensivhaltung.

Dazu kommt, daß sich diese neue Form der Geflügelhaltung ohne großen Kostenaufwand in alten Ställen, Scheunen oder Baracken einrichten läßt. Bei der Bodenintensivhaltung, wie sie bei uns wegen der geringeren Investitionen üblich ist (im Gegensatz zur Käfigintensivhaltung), wird für die Hühner eine 40 cm hohe Tiefstreu aus $^2/_3$ Hobelspänen und $^1/_3$ Torfmull als Scharrfläche eingerichtet. $3^1/_2$ Hühner kommen dabei auf einen Quadratmeter Scharrfläche. Ein Teil der Scharrfläche wird als sogenannter Kotbunker eingerichtet, das heißt, unter den erhöht angebrachten Sitzstangen befindet sich eine weitmaschige Drahtgitterfläche zur Abschirmung des Nachtkotes. Damit entfällt das Entmisten, da der Kotbunker nur einmal im Jahr geleert zu werden braucht und die Tiefstreu sogar mehrere Jahre verwendbar ist. Durch das ständige Scharren der Hühner wird der täglich anfallende Kot in der lockeren Masse verarbeitet. Familiennester und Futterautomaten (die nur etwa alle 10 Tage gefüllt zu werden brauchen) sowie fließendes Wasser vervollständigen die technische Einrichtung. Die Hauptarbeit besteht für die eine Arbeitskraft bei 3500—4000 Hühnern im Abnehmen und Sortieren der Eier und im täglich zweimaligen Streuen von Körnerfutter. Alle anderen Nährstoffe, die für die Intensivhaltung notwendig sind, sind im Vollvitaminfutter — einer Schrotmischung mit Konzentraten — enthalten. Beim Futterautomaten ist es notwendig, eine große Freßfläche einzurichten, da sonst nur der 1. Rang an die Reihe kommt. Das hat nichts mit dem Zahlenlotto zu tun, sondern mit der von Wissenschaftlern bei Hühnern festgestellten Rangordnung, nach der sie fressen.

Zum geistigen Leben der Hühner gehört auch, daß sie möglichst immer die gleiche Pflegerin wünschen. Viele Menschen beunruhigen sie, und sie rächen sich damit, daß sie schlecht legen. Aber Leistung ist Trumpf bei der Intensivhaltung. 150 Eier liefert ein Huhn normalerweise pro Jahr, eine Steigerung auf 180 bis 200 ist durchaus möglich. Aus diesem Grunde wurde bei den Hühnern auch der 8-Stunden-Tag abgeschafft und mit Hilfe einer automatischen Schaltanlage der Tag auch im Winter auf 14 Stunden verlängert, um eine ausreichende Nahrungsaufnahme zu gewährleisten.

Als Ablenkung von der Hauptaufgabe, dem Eierlegen, wird im Intensivstall auch der Hahn angesehen. Nicht ein einziger Vertreter des Adels der Hühnerwelt ist mit im Stall. Schon kurz nach dem Ausschlüpfen werden Hühnchen und Hähnchen getrennt. Die einzige Erinnerung für die Hühner sind ein paar unverschämte Artgenossen, die ihnen in der Jugendzeit das beste Futter weggeschnappt haben. Nur einige wenige besonders gut gebaute Exemplare von Hähnchen mit einem Stammbaum über mehrere Geschlechter erfüllen weiter ihre Verpflichtung gegenüber der Hühnerwelt in Zuchtstationen. Als Futtersucher, Anlocker und Beschützer ist er nicht mehr notwendig, und da die Eier nicht zum Brüten benötigt werden, erübrigt sich auch seine Vatermission und damit das Volkslied „Wenn ich schon eine Henne habe, muß ich auch einen Hahn haben". Das ist das Ende der Kavaliere und Ritter unter den Hühnern! Vielleicht wird man in Zukunft über den Dorflautsprecher vom Magnettonband einen Hahnenschrei erklingen lassen als Erinnerung an das alte Dorf. So wie ein australischer Farmer die moderne Technik ausnutzte und im Hühnerstall einen Radioapparat einbaute. Er entdeckte, daß die Hühner besonders gut legten, wenn die Parlamentsdebatten aus Canberra übertragen wurden.

Paul Wurche

Anknüpfung

Der bekannte englische Historiker Lytton Strachey (1880 bis 1928) trug einen schwarzen Vollbart von imponierender Länge, auf den er sehr stolz war. Mit 45 Jahren wurde er einmal bei einem Festessen von einer jungen Dame spöttisch gefragt, ob er beim Schlafen den Bart über oder unter die Bettdecke lege. Da beugte sich Strachey zu ihr hinüber und flüsterte:

„Come and see!"

Schwimmer bevorzugt

Wie Weltraumfahrer trainiert werden

Die Weltraumfahrt ist das erregende Thema unserer Tage. Der Mensch steht vor dem Flug in den Kosmos.

Unter der Bezeichnung Raummedizin beginnt sich als Teilgebiet der kosmischen Biologie bereits eine eigene astronautische Disziplin herauszukristallisieren. Den Raummedizinern bleibt es auch in erster Linie vorbehalten, die Bedingungen zu prüfen und zu studieren, denen die Kosmonauten beim Andruck, in der Schwerelosigkeit, während der Beschleunigung und beim Landen des Raumschiffes ausgesetzt sind, sowie Mittel und Wege vorzuschlagen, um die dabei auftretenden psychophysiologischen Schwierigkeiten zu bewältigen. Obgleich der Gedanke, in diesem Zusammenhang dem Sport Bedeutung beizumessen, verwunderlich erscheinen mag, ergeben sich dennoch bei näherem Betrachten einige interessante und zwingende Aspekte.

Wir können einen Weltraumflug in vier Etappen einteilen: Vorbereitung, Hinflug, Landung und Aufenthalt sowie Rückkehr. In allen vier Abschnitten spielen Körperkultur und Sport eine nicht geringe Rolle.

Es versteht sich — zumindest für die sowjetischen Wissenschaftler —, daß der erste Flug eines Menschen nicht als riskantes wissenschaftliches Abenteuer vonstatten gehen wird. (Die englische Zeitung „The People" allerdings will 50000 Pfund Sterling demjenigen als Preis geben, „der zuerst den Mond erreicht und lebend auf die Erde zurückkommt".)

Erst nach allseitiger, gründlicher, nach streng wissenschaftlichen Maßstäben erfolgender Vorbereitung, die dem Menschen ein Maximum an Sicherheit bietet, wird sich das erste Raumschiff ins All erheben. Die Wissenschaft hat schon viel zu dieser Vorbereitung getan. Die Vorversuche mit Hunden, insbesondere der historische Flug mit Laika in Sputnik 2, erbrachten wichtigste Anhaltspunkte. Bereits bei diesen Tierversuchen wurde wiederholt auf die hohe Bedeutung des monatelangen Spezialtrainings hingewiesen. Nicht weniger wichtig ist dies für den Weltraumfahrer. Schon die heutigen Höhenflieger, in dicht schließenden Druckanzügen fast wie Raumfahrer gekleidet, müssen sich Prüfungen unterziehen, die das harte, entbehrungsreiche Training eines Leistungssportlers noch übertreffen.

Schreiben unter „Überschwere"

Zu den Faktoren, die auf den psychologischen Zustand des Raumpiloten einwirken, gehören: progressive, negative und Null-Beschleunigung, Beanspruchung der Sehorgane und des zentralen Nervensystems, Atmung, Blutkreislauf, Körperhygiene, Isoliertheit und Raumbeschränkung in der Kabine, Arbeitsverrichtungen, verschiedene Gefahren. Alle diese und einige weitere Probleme sind miteinander verquickt.

Die erste Schwierigkeit, die dem Menschen bei seiner kosmischen Reise entgegentritt, ist der gewaltige Beschleunigungsandruck. Die Rakete muß eine Brennschlußgeschwindigkeit von 7,9 km/s

Versuchsflieger in der Druckkammer. Ärzte, Biologen und Techniker überwachen von außen sein Verhalten

erreichen, um sich auf eine Umlaufbahn um die Erde, oder von mindestens 11,2 km/s, um sich über das Schwerkraftfeld der Erde hinaus ins Sonnensystem zu erheben. Das bedeutet, der Raumpilot wird mit 4—6facher Überbelastung in den Sitz gedrückt. Versuche in der Zentrifuge ergaben, daß der Mensch für einige Minuten das 10—12fache aushält. Je weniger Flüssigkeit ein Lebensorganismus besitzt, um so besser. Den Rekord halten Insekten, die es auf das 2500fache bringen! Dem Menschen fällt es in der ersten Zeit schwer, bei Überlastungen zu arbeiten und sei es nur, ein paar Kreuze aufzuzeichnen. Doch Übung macht den Meister. Die „Überschwere" des Armes, die die Schriftzeichen nach unten wegrutschen läßt, kann unter großer Willensanstrengung nach einiger Zeit kompensiert werden.

Versuche in der Unterdruckkammer, im Vibrationsprüfstand, im Lärmgenerator und anderen Testapparaturen tragen ebenfalls Übungscharakter. Nur sportgestählte, gut durchtrainierte Männer sind den Anforderungen, die an einen Raumfahrer gestellt werden müssen, gewachsen. Als Hilfsmittel, um die Muskelgruppen, vor allem die des Bauches, zu kräftigen, dienen Sprungfederanlagen und Turngeräte.

Das Spezifikum des Raumfluges ist jedoch die Schwerelosigkeit, die nach Abschalten des Triebwerks eintritt, nachdem die Rakete die berechnete Bahn erreicht hat. Dieser Zustand kann ebenfalls bereits unter irdischen Bedingungen „trainiert" werden. Er läßt sich bei den sogenannten Parabelflügen mit dem Flugzeug für die Dauer von mehreren Minuten herstellen. Alle Gegenstände, sofern nicht festgezurrt, schweben dann frei umher. Der Raumpilot hängt gleichsam lose in den Gurten, als falle er in einen bodenlosen, nicht enden wollenden Abgrund. Plötzlich weiß er nicht mehr, was oben und unten ist. Wie kommt das? Der schwerelose Zustand ist durch eine Reihe wesentlicher Veränderungen in bezug auf das Orientierungsvermögen im Raum bedingt. Normalerweise wirkt das Körpergewicht des Menschen durch die Erdanziehung in Richtung Füße, also nach unten. Führt er eine Muskelanstrengung aus, sind alle seine Körperglieder der Schwerkraft unterworfen. Hierbei entstehen in den empfindlichen Nervenenden, in den Muskeln, den mit dem Gelenkapparat verbundenen Sehnen, ständige Reize, die es uns gestatten, jederzeit bei geschlossenen Augen die Lage unseres Körpers und einzelner Körperteile richtig anzugeben. Beim Laufen oder Schwimmen versetzen diese sowie die im Innenohr entstehenden Reize die Sinneszellen in einen Reizzustand, der Bewegungsempfindungen hervorruft und bestimmte Bewegungsreflexe zur Erhaltung des Körpergleichgewichts auslöst. In der Schwerelosigkeit fehlen diese Reize. Trotzdem vermag sich der Mensch auch diesem ungewöhnlichen Zustand anzupassen und nach entsprechender Übung Arbeiten zu verrichten. Die Frage, inwieweit der Mensch eine lang anhaltende Schwerelosigkeit verträgt, wird nur der Raumflug selbst beantworten können. „Nach den bisherigen, insbesondere durch Laika gewonnenen Angaben ist zu erwarten", schreibt der sowjetische Mediziner W. Parin hierzu, „daß sich der Mensch ohne sonderliche Komplikationen an den Zustand der Gewichtslosigkeit gewöhnen kann."

Raumflug nur für Schwimmer

Nicht ganz so einfach zu beantworten ist die Frage, ob der Mensch die negative Beschleunigung ohne weiteres verträgt, die bekanntlich beim Bremsen einer Bewegung entsteht. Die bisherigen Forschungen ergaben, daß auch hierbei keine unüberwindlichen Schwierigkeiten zu erwarten sind. Training, Training und nochmals Training sind dabei eine Grunderfordernis. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß eines Tages ein speziell auszuarbeitender gymnastischer Übungskomplex die Gewöhnung erleichtert.

Mehrere sowjetische Fachleute sind der Ansicht, daß sich ein Mensch um so eher wechselnder Schwerkraft anzupassen vermag, wenn er sich vorher flug- oder tauchsportlich betätigt hat, zum Beispiel bei Loopings und Absprüngen mit verzögerter Fallschirmöffnung. „Als Trainingsmethode für

eine Tätigkeit unter schwerelosen Bedingungen", schreibt Prof. Konstantin Platanow, „kann das Unterwasserschwimmen mit Taucheranzug in salzhaltigem Wasser angesehen werden!"

Braucht der Mond Empfangschefs?

Wechselnde Schwerkraft! Das bezieht sich nicht nur auf die Schwerelosigkeit und die Beschleunigungsarten, sondern auch auf den künftigen Aufenthalt des Menschen auf einem fremden Himmelskörper. Ehe er seinen Fuß darauf setzt, müssen die Umweltbedingungen studiert werden. Für alle künftigen Weltraumfahrer, Piloten, Ingenieure, Wissenschaftler, sind bestimmte Übungskomplexe zur rascheren Aneignung der richtigen Verhaltensweise notwendig. Diese sind keineswegs einfach auszuarbeiten, wenn man sich die unterschiedlichen physikalischen Verhältnisse vergegenwärtigt, wie Masse, Gewicht, Dichte, Temperatur, Schwerkraft. Frau Luna zum Beispiel wiegt einen 70 irdische Kilo schweren Menschen mit knapp 12 kg auf, Merkur mit 18, Venus mit 60, Mars mit 27, Jupiter hingegen mit 155, Saturn mit 82, Uranus mit 64, Neptun mit 88 kg! Da sich auch das Gewicht der mitgebrachten Gegenstände verändert, so läßt sich unschwer vorstellen, welche Schwierigkeiten die Weltraumfahrer fern der Erde antreffen.

Auswertung der Ergebnisse. Unbestechlich zeichneten die Instrumente die Körperfunktionen des Fliegers unter raumflugähnlichen Bedingungen auf

Bei Barometerstand 225 mm droht Ohnmacht

Gymnastische Übungen sind auch beim Rückflug zur Erde an der Tagesordnung. Der Raumfahrer begibt sich jetzt mit „fremdem Eigengewicht" zurück ins All. Er nimmt zunächst, je nach der Fluchtgeschwindigkeit, an Körpergewicht zu, um beim antriebslosen Weiterflug wieder schwerelos zu sein. In Erdnähe tritt erneut die unangenehme negative Beschleunigung ein. Doch endlich erhält er, nach langer Abgeschiedenheit, sein normales irdisches Körpergewicht zurück ...

Für die Möglichkeit des Arbeitens unter wechselnder Schwerkraft sind gleichfalls, wenn auch sehr bedingte „irdische Anhaltspunkte" gegeben. Bei Flügen in große Höhen, bei Ballonaufstiegen bis zu 20, 30 km und mehr, hat die Atmosphäre, vom medizinischen Standpunkt betrachtet, keine Funktion mehr, so daß von weltraumäquivalenten Flügen gesprochen werden darf. Die Versuchspersonen, selbstverständlich in entsprechender Schutzkleidung, denn in 7000 m Höhe bei einem Druck von 225 mm Quecksilbersäule verliert man das Bewußtsein, vermochten dabei zu arbeiten. Welches Anpassungsvermögen der Mensch besitzt, beweisen auch die Fußballer von La Paz, der mit 3700 m über dem Meeresspiegel höchstgelegenen Hauptstadt der Erde. Viele Flachlandbewohner, die dort erstmals aus dem Flugzeug klettern, sind außerstande, ihren Namen in das Hotelbuch einzutragen oder zu gehen und zu laufen, geschweige denn das Leder zu kicken. Puna, die unerbittliche Bergkrankheit, ist am Werk. Kopfschmerzen und starkes Herzklopfen bringen den Neuankömmling völlig aus dem Konzept. Kein Wunder, daß die Argentinier trotz mitgebrachter Sauerstoffgeräte den Bolivianischen Hochgebirgsfußballern bei der vorigen Weltmeisterschafts-Ausscheidung unterlagen. Der höchste Fußballplatz allerdings befindet sich in La Casualidad, ebenfalls in Bolivien. Wer dort zum erstenmal eintrifft, kann erst nach 3—4 Tagen die Beine richtig setzen, und auch das nur mühsam, er muß sich an der Wand festhalten. Kein Wunder, daß die Fußballmannschaften der dortigen Schwefelbergwerke keinen auswärtigen Gegner finden.

Möglicherweise tritt also eines Tages die Bedeutung des gesundheitsfördernden, in jeder Beziehung nützlichen Sportes auch für die Weltraumfahrt noch stärker zutage als auf anderen Gebieten unseres Lebens. „Es besteht kein Zweifel", sagt Prof. Platonow, „daß der Raumpilot ein guter und vielseitig trainierter Sportler sein muß. Die psychologische Begründung und Kontrolle der Methoden des irdischen Trainings von Fertigkeiten, die unter schwerelosen Bedingungen erforderlich sind, gehören ebenfalls zu den Aufgaben der Psychologie des Raumfluges ..."

Heinz Machatschek

Das lächelnde Kleid

1 Modell: Charbon, Paris

Noch nie in meinem Leben bin ich gern Schuhe kaufen gegangen. Nichts drückt mich so, wie ein Schuh, den ich noch kaufen muß. In den letzten vierzehn Tagen aber — soll ich's gestehen? Fünf Paar!

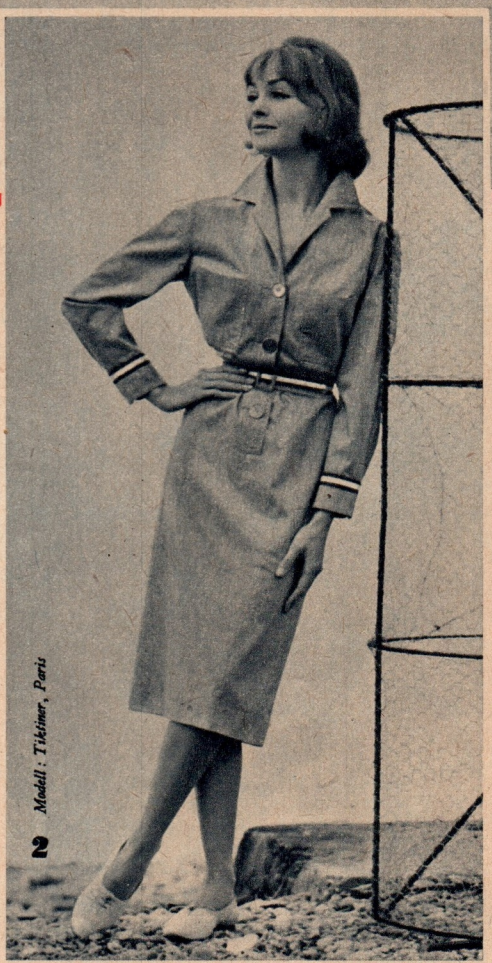
Was soll ich viel erklären. Meine Herren, sehen Sie sich diese Schuhverkäuferin an **(1)**, und Sie werden alles verstehen. So, und nun die Herren, bitte, ins Nebenzimmer.

Meine Damen, wir sind ganz unter uns. Darf ich offen reden? Danke. Es fällt mir allerdings schwer, vor so vielen hübschen, reizenden, netten — egal, es muß sein.

Vor kurzem habe ich Sie in der Oper getroffen, ja Sie, die Sekretärin **(2)**. Und Sie, die Verkäuferin, sah ich auf einem Ball. Süß sahen Sie aus, na, Sie haben ja die Männeraugen gesehen. Und die Dame dort **(3)** — sind Sie nicht bei einer Behörde angestellt? Richtig, Sie waren vor kurzem im Theater, nicht?

Bei allen diesen Gelegenheiten habe ich Ihre Kleidung bewundert. Die war so geschmackvoll und dem jeweiligen Zweck entsprechend — mein Kompliment!

Neugierig, wie ich bin, habe ich Sie dann später an Ihren Arbeitsplätzen besucht, ach, wie haben mich manche da enttäuscht.



2 Modell: Tiktiner, Paris

Eine Verkäuferin sollte immer ein freundliches Gesicht machen. Die Kunden haben das wirklich gern. Und auch die Sekretärin erreicht mit einem freundlichen Lächeln so manches. Was nützt es aber, wenn das Lächeln da aufhört, wo der Mund zu Ende ist. Meine Damen, das Lächeln muß auf Ihre ganze Erscheinung ausstrahlen, das Kleid muß mitlächeln! Können Sie sich zum Beispiel vorstellen, daß eine dicke Kordhose lächelt? Ich nicht.

Aber ein Kleid wie dieses dort **(4)** — ja, die Dame am Vermittlungsschrank —, garantiert das nicht geradezu für eine gute Verbindung? Ich finde, die Damen auf unseren Fotos haben sich alle mit dem richtigen Mittelmaß

Modell: Syma, Paris

4

zwischen diskreter Eleganz und zurückhaltender Einfachheit angezogen.
Ich sah schon Damen, die kamen — olala! — mit einem großen Ausschnitt ins Büro. Ich erkläre hiermit feierlich, daß ich nichts gegen große Ausschnitte habe. Aber bei der Arbeit als Verkäuferin oder als Sekretärin? Da bitte nicht! Die Auslage gehört ins Schaufenster, und den Chef und die Kollegen macht's nur nervös. Das Dekolleté ist sozusagen die Süßspeise der Mode, und Süßspeisen sollte man für besondere Gelegenheiten aufheben. (Das kann auch nach Feierabend sein!)

Da sehen Sie zum Beispiel Gudrun in dem hübschen, dezenten Pullover **(5)**. Der Fotograf hat sie auf einen Stuhl gestellt, um die Wirkung zu erhöhen. Sonst sitzt sie natürlich auf dem Stuhl, in ihrem Büro. Sieht sie nicht ganz entzückend aus, obwohl sie bis zum Hals „zugeknöpft" ist?

seiner Besucher hebt! Denn Sie sollen ja eine Stellung bekleiden.
Nehmen Sie das wörtlich und bekleiden Sie sich und die Stelle gut!
Um noch mal auf die Dame mit den Schuhschachteln zurückzukommen, ist sie nicht ein herzerfrischender Anblick? Und das macht zu einem großen Teil das Kleid aus. Wer sich gut anzieht, zieht andere an. Meine Damen, sorgen Sie dafür, daß der Alltag nicht grau ist.
Verzeihen Sie einem Manne, der nichts lieber sieht als schöne Frauen, diese kritischen Worte.

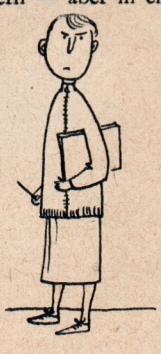
Ach ja, noch etwas: Mit Schmuck seien Sie ganz vorsichtig, die Menge tut's nicht. Und falls Sie den ganzen Tag hinter dem Ladentisch stehen: Hohe Umsätze und niedrige Absätze, das ist die richtige Zusammenstellung.

Hans-Joachim Riegenring

Vignetten:
Elizabeth Shaw

5

Nun, meine Damen, zum Gegenstück: Der zu enge Pullover. Ist er nicht ein gesteigertes Dekolleté? Wir Männer sehen diese Pullover und was dazugehört zwar nicht ungern — aber in einem Büro lenken sie zu sehr ab. Die hervorragenden Eigenschaften einer Sekretärin sollten mehr auf beruflichem Gebiet liegen.



Nun ziehen Sie aber, nicht aus Trotz Ihre ältesten und unansehnlichsten Kleider an. Wenn Sie wüßten, wie ein nett gekleidetes Vorzimmer **(6)** die Arbeitsstimmung des Chefs und

6

Unsere aktuelle Umfrage

Warum scheitern viele (?) Ehen?

Fortsetzung von Seite 32

unmodernsten Kleinbetrieb, den der Haushalt meist noch darstellt, weiterarbeiten und dabei glücklich sein. Aber auch das kann und wird nicht der Normalstand bleiben. Die Kleinküche zu Hause verliert in der Praxis des täglichen Lebens immer mehr an Bedeutung. Und die Mitarbeit der Männer im Haushalt wird immer selbstverständlicher. Zwar reden viele noch drumherum, aber im Grunde gilt es heute bereits als unanständig, seiner Frau nicht zu helfen. Auch ein anderer wichtiger Gefährdungsgrund verliert an Bedeutung: die ungleiche Qualifizierung. Daran sind eine Zeitlang vor allem ältere Ehen gescheitert, weil die Frau nicht mitkam. Aber die Zahl der Scheidungen aus solchen Gründen geht zurück und spielt bei jungen Ehen keine große Rolle mehr.

Völlig falsch ist die bezeichnenderweise in unserer Umfrage nur von älteren Frauen vertretene Meinung, die Arbeit im Betrieb, wo beide immer wieder andere Menschen kennenlernen, gefährde die Ehe. Sowohl die Scheidungsrichter, die wir gefragt haben, als auch die Statistik des Justizministeriums über Ehescheidungsgründe sagen, daß die Ehescheidungen, bei denen nur ein Partner, in der Regel der Mann, arbeitet oder nur ein Partner politisch aktiv ist, bei weitem die Zahl der Ehescheidungen übertreffen, bei denen beide Partner arbeiten oder beide politisch aktiv sind. Und obgleich die Zahl der Werktätigen und gesellschaftlich tätigen Ehepaare ständig zunimmt, nimmt die Zahl der Scheidungen solcher Ehen ständig ab. Ein ausgefülltes Leben beider Ehepartner ist zwar manchmal schwer, aber es zerstört nicht, sondern festigt in der Regel die Ehe. In langen, deshalb leider nicht zitierbaren Briefen beweisen das unsere Leser Arno G. aus Berlin-Niederschönhausen und die 46jährige Lehrerin Hildegard W. aus Berlin-Mahlsdorf am Beispiel ihrer eigenen glücklichen Ehen.

Zum Schluß bleibt ein Bodensatz, wie Trunksucht, leichtfertig geschlossene Ehen, vor allem mit zu großem Altersunterschied, sexuelle Unvereinbarkeit der Ehepartner und ähnliches. So was wird es wahrscheinlich immer geben.

Aber das ändert nichts an einem erfreulichen Ergebnis unserer Umfrage. Es zeigt sich, daß der Grundsatz der sozialistischen Ehemoral: „Du sollst sauber und anständig leben und deine Familie achten" sich in der Wirklichkeit des Lebens bei uns immer stärker durchsetzt. So stark, daß uns heute die ganze Fragestellung unserer Umfrage falsch und rückwärts gewandt erscheint. Nicht „Warum scheitern viele Ehen?" hätten wir fragen müssen, sondern „Warum glücken immer mehr Ehen?" **H.H.S.**

Ausgelesenes

Führten vor wenigen Jahren noch Bände mit Erzählungen im Buchhandel ein Schattendasein, haben sie sich heute einen großen Freundeskreis geschaffen. Hier findet der interessierte Leser das aktuelle Thema in meist hervorragender literarischer Form dargeboten. So auch bei den drei hier zu nennenden Titeln, die von profilierten und in ihrer Art so ganz verschiedenen Schriftstellern geschaffen wurden: Jan Petersen, Ehm Welk und Walter Kaufmann.

Geschichten aus neun Ländern vereint der Band *„Er schrieb es in den Sand"* von *Jan Petersen*, der persönliche Erlebnisse des Schriftstellers von den 30er Jahren bis zur Gegenwart bringt. Den stärksten Eindruck hinterlassen jene Erzählungen, in denen vom antifaschistischen Widerstandskampf in Deutschland während der Nazizeit berichtet wird. In eindringlichen Beispielen zeigt Petersen, wie die Besten des deutschen Volkes, ohne ihr Leben zu schonen, für den Sturz des Faschismus kämpften. Viel zu wenig sind diese Heldentaten in der Öffentlichkeit bisher bekannt. Jene mutige Tat zum Beispiel, die der Autor selbst im Jahre 1935 vollbrachte, als er dem Weltschriftstellerkongreß in Paris die Kampfesgrüße der Berliner Schriftsteller-Widerstandsgruppe überbrachte. Im Auftrag der namenlosen Kämpfer, mit einer schwarzen Maske vor dem Gesicht, stand Jan Petersen auf der Bühne neben Heinrich Mann. Schweigend erhoben sich die Delegierten aus allen Ländern der Erde und ehrten die illegalen Kämpfer gegen Faschismus und Krieg.

(Aufbau-Verlag, Berlin, DM 7,50)

★

„Der Hammer will gehandhabt sein" ist der Titel eines Bandes von *Ehm Welk* mit „Sieben Geschichten und einer halben".

Er gestaltet darin Schicksale aus unseren Tagen. Daß das in überzeugender Weise und mit sehr viel menschlicher Wärme und Humor geschieht, versteht sich bei Ehm Welk von selbst. Da ist in einem mecklenburgischen Dorf der alte Heinrich Graumann, „Der Bulle von Klebbow" genannt. Die Nazis stellten ihn vor Gericht, und er mußte erklären, warum er seinen Bullen „Hitler" nannte. Das geht selbstverständlich nicht ohne Schaden für ihn ab.

(Verlag Volk und Welt, Berlin, DM 5,40)

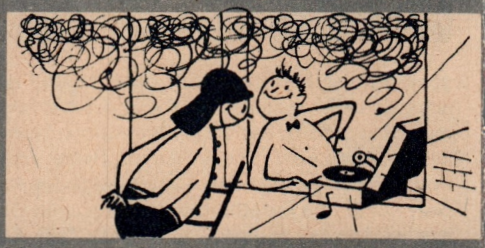
★

Den „Magazin"-Lesern wohlbekannt ist *Walter Kaufmann*, der uns mit seinem Band *„Ruf der Inseln"* in die exotischen Gefilde der Fidschi-Inseln mit dem so völlig unromantischen Leben der Einwohner führt.

(Verlag Volk und Welt, Berlin, DM 3,20)

Vignetten: Wilmar Ricgenring **Ihr Paul**

ABGEHÖRTES



Mit einer duften Nummer beginnt das Amiga-April-Angebot: *Dufte, dufte ist mein Berlin.* Gerhard Bab schrieb — im Tempo eines langsamen Foxtrotts — dieses liebenswürdige Bekenntnis. In einem schnellen Foxtrott hören wir dann von Gerd Natschinski: *Berlin an diesem Abend.* — Endlich einmal zwei Berlin-Schlager ohne die kitschige, sentimentale Bully-Buhlan-Masche. Besonders in dem zweiten Titel ist die Stimmung, die Atmosphäre, der Rhythmus unserer Hauptstadt wirkungsvoll eingefangen.

Ein Seemann aus Rostock, der ein Mädchen an der Küste küßte, ist der Held des nächsten Liedes (Komponist: Siegfried Mai). Die Wellen schlagen im Dreivierteltakt, Alfons Schienemann singt, und Adalbert Lutter macht die Musik dazu. Warum dieser ansprechende Schlager mit dem überjährigen Westtitel *Wenn die Glocken hell erklingen* gekoppelt wurde, warum Amiga die „Glocken" überhaupt gekauft hat und sie nun als Cha-Cha anbietet — das weiß ich nicht.

Zum Trost hierfür jetzt ein Cha-Cha von Rocco Granata: *Marina.* Der charmante Troubadour ist Günter Geißler. Nicht poussierlich, sondern possierlich geht es auf der Rückseite zu: in dem Foxtrott *Burleske* von und mit Jürgen Hermann.

Nach Marina stellt sich in einem Moderato-Swing eine ebenfalls bezaubernde junge Dame vor. *Angela* ist ihr Name, und ihr (geistiger) Vater heißt Wolfgang Kähne. Gleich ein ganzes Männerquartett rühmt Angelas Schönheit, junge und vielversprechende Künstler aus Dresden, erstmalig auf der Schallplatte: die vier Teddys. Sie singen auch den langsamen Foxtrott *Du bist die Frau meiner Träume* von Georg Plathe (Orchester: Günter Gollasch), der sicher nicht nur Verliebten gut gefallen wird.

Eine andere Neuentdeckung — für Amiga — ist Erhard Juza. Sie werden seine Stimme schon aus Sendungen des Rundfunks kennen. Für Ihren Plattenspieler liegen nun auch zwei Aufnahmen mit Juza bereit: *Wenn wir nach Hause fahren*, ein Foxtrott von Gerd Natschinski, und *Das Lied vom Einsamsein*, ein langsamer Foxtrott von Konrad Wolf.

Zum Abschluß dirigiert auf einer kleinen Langspielplatte Adalbert Lutter das Große Tanzstreichorchester des Deutschlandsenders. Das Metronom ist auf Turnier-Tempo eingestellt, und es erklingen drei Walzer (*Lustiges Wien, Hör mein Herz, Zärtlichkeiten*) und vier Tangos (*A Media Luz, Lorina, La Cumparsita, Parana*).

Viel Vergnügen! **Ihr Ludwig Platte**

Über die Austreibung des Teufels zu Ostern

Die alten Germanen pflegten die Speisen nicht zu kochen, sondern zu sieden, nämlich ungewürzt gar zu machen. Die Bezeichnung Küche, der Beruf des Kochens, das Wort kulinarisch stammen aus dem alten Rom, das uns die Freuden, Laster und Gefahren der Zivilisation vermacht hat. Wenn unsere Urahnen Appetit auf Süßigkeiten hatten, mußten sie wilden Bienenhonig auftreiben, und diese Schwierigkeit bewahrte sie vor schlechten Zähnen und dicken Bäuchen. Aber vor 500 Jahren begannen die deutschen Hausfrauen immer mehr Sorten Kuchen zu backen, wie man aus den damals plötzlich sich vervielfältigenden Bezeichnungen für süßes Gebäck entnehmen kann. Im 16. Jahrhundert entstand die Redensart, daß man „Jemand Küchlein backe", wenn man ihm schön tat und sich um ihn bewarb. Der redegewaltige Prediger Abraham a Santa Clara wußte keinen treffenderen Ausdruck für das Verhätscheln eines Mannes, als daß man ihm „küchelte".

Mit Kuchen fängt man Männer und Mäuse, besonders an Festtagen. Aber die wohlberechnete Ausnutzung der männlichen Naschhaftigkeit durch weibliche Küchenlist rächt sich an den Strateginnen der Liebe, die ihr Jagdobjekt selbst verunstalten.

Andererseits gibt es noch kein Rezept, durch Askese Liebe zu erringen. Die männliche Gier nach Süßem, ein unvermeidbares Nebenprodukt der Zivilisation, muß also befriedigt und dennoch entgiftet werden. Wenn Mitte April der Drang nach Ostereiern und Osterkuchen die Gewalt eines Urtriebes annimmt, wenn anläßlich der Jugendweihe auch der stattliche Hausherr nach der Tortenschlüssel greift, gilt es für die Hausfrau, sich an ihren Bären heranzupirschen und ihm das Fell zu waschen, ohne es naß zu machen.

Sie füttert ihn mit einer Kuchentorte, die alle Buttercreme-Schnitten schlägt, ohne Schmalz, Margarine, Butter oder Mehl zu enthalten, und sie stellt ihm statt der Ostereier aus Marzipan, Schokolade oder Nougat ein kleines Mandelgebäck hin, das zwar etwas Fett und Mehl enthält, aber bei dem allmorgendlichen oder allwöchentlichen Wiegefest nicht zu schwer ins Gewicht fällt. Ostern war ursprünglich das Fest des Frühlings und des Lichtes, an dem man den dunklen Winter austrieb. Wenn wir es wieder zu einem Fest körperlichen Aufstiegs machen wollen, dürfen wir dem Teufel der Fettsucht und des Kalorien-Reichtums nicht zu viel Platz gönnen.

Hier zwei Rezepte:

Walnußtorte

7 Eier
$^3/_4$ Pfund Walnußkerne (kandierte)
2 Tassen Puderzucker
Saft einer Zitrone
eine Tasse Datteln
ein Backpulver
eine Tasse geriebene Semmeln

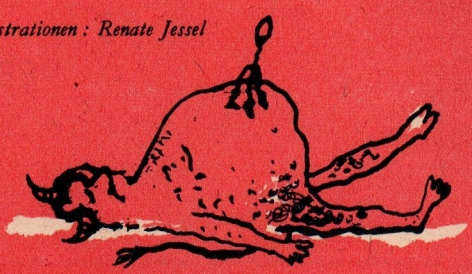
Wir schlagen das Eigelb mit dem Zucker schaumig, mischen die gemahlenen Walnußkerne darunter, dann die feingehackten Datteln, den Zitronensaft und die geriebenen Semmeln und zuletzt das Backpulver und den steifgeschlagenen Eiweiß-Schnee. Eine Springform wird mit Fett ausgestrichen, der Teig hineingefüllt und zu schöner brauner Farbe bei mittlerer Hitze, etwa eine Stunde, gebacken.

Wiener Nuß- oder Mandelkipfel

Wir mischen $^1/_4$ Pfund Margarine mit einer Tasse voll Zucker, einem Ei, zwei Tassen voll Mehl und einem halben Pfund gemahlenen Mandeln oder Nüssen zusammen, formen kleine, etwa 6 Zentimeter lange Röllchen aus dem Teig und biegen diese zu Hörnchen um. Auf einem gefetteten Blech werden die Kipfel etwa 12 Minuten gebacken und mit Puderzucker bestreut. (Bitte erst nach dem Abkühlen vom Blech nehmen, da Bruchgefahr.)

Habu

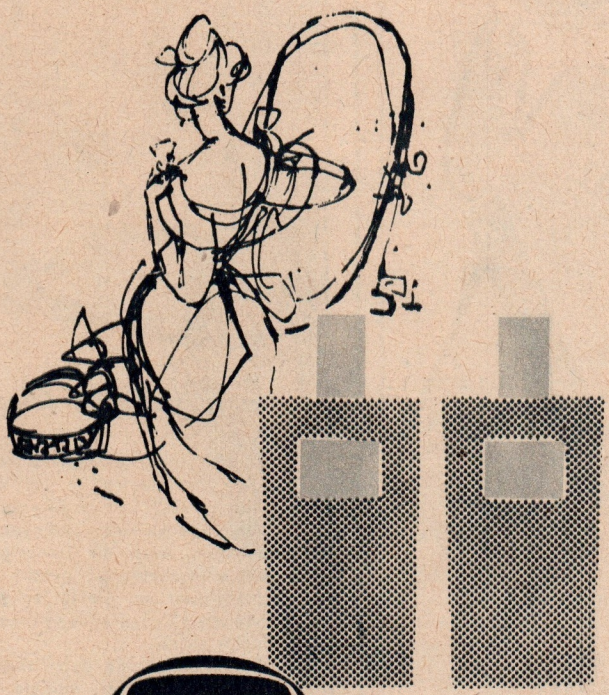
Illustrationen: Renate Jessel



Aslid -Heizkissen

die wohlige Wärme!

VEB Kabelwerk Adlershof



Perlonta

NEUE

Duftnoten

PARFUM 58 · 59 UND LUXUS

EAU DE COLOGNE PERLONTA LUXUS

In jedem guten Fachgeschäft erhältlich

DAS VITAMIN
HAARPFLEGEMITTEL

»KARMASIN«

MIT DEN VITAMINEN
B 5 UND PP

NUR ECHT MIT KOPF UND TROPFEN.

K-Hofmann

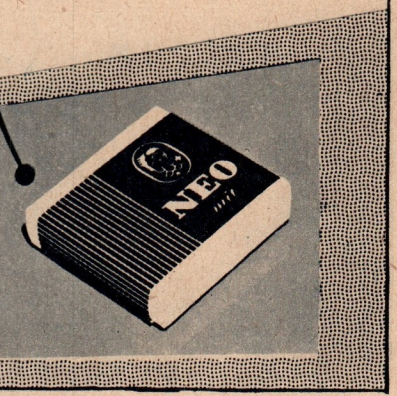
Ein diskreter Begleiter

ist die moderne Hygiene NEO. Sie ist klein und neutral in der Verpackung. Durch NEO völlige Bewegungsfreiheit, denn alle äußeren Unbequemlichkeiten entfallen, auch die bisherige peinliche Begleiterscheinung gehört der Vergangenheit an. Sie fühlen sich an den bewußten Tagen völlig sicher, weil NEO nichts verrät.

Die beste Lösung der Tampon-Hygiene ist jetzt „NEOmit", weil sie der Methode des in der Medizin angewandten Tampons entspricht.

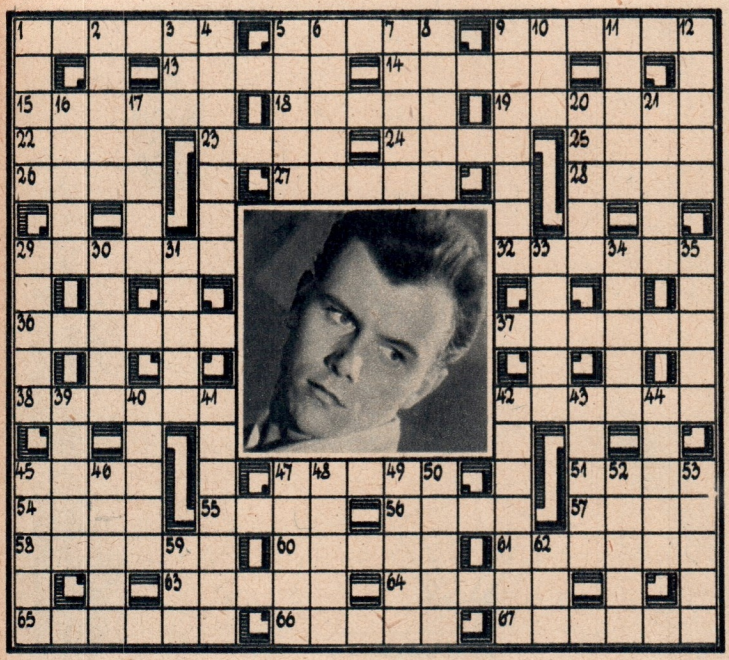
Die Handhabung ist bei „NEOmit" dank der Handhabungshülse, in welcher der kleingepreßte Tampon mit der vorteilhaften Netzumhüllung liegt, praktisch und hygienisch gelöst. (Beachten Sie die Anwendungsvorschrift auf der Rückseite der Banderole, welche um die Packung liegt!) Die Handhabungshülse ist bei Anwendung der Tamponhygiene von ausschlaggebender Bedeutung.

Deswegen: NEO mit Handhabungshülse.



Eine scharfe **Klinge**

ist zum Rasieren notwendig, ganz klar! Dazu gehört aber noch der Schaum, der die Klinge schmerzlos und unmerklich gleiten läßt.
Florena-Schaumsahne!



KREUZWORTRÄTSEL

Den Namen des jungen Schauspielers, den wir Ihnen heute im Rätsel vorstellen, wollen Sie bitte unter 25. und 15. waagerecht eintragen.

Waagerecht:

1. Erstes Auftreten
5. längster Fluß Zentralasiens
9. Richtunggeber
13. deutscher Strom
14. konserviertes Tierprodukt
15. Zuname des Schauspielers im Bild
18. Stadt in Südfrankreich
19. Republik in Vorderasien
22. Nebenfluß der Fulda
23. „sein" Hobby: „er" fährt es gern
24. Schiffstau
25. „sein" Vorname
26. „seine" Geburtsstadt
27. Regisseur der DEFA, Nationalpreisträger
28. Verwandte
29. Wuchs, Gestalt
32. erfreut des Menschen Herz
36. Wechseltierchen
37. Erdteil
38. „seine" Rolle in dem Bühnenstück: „Betragen ungenügend"
42. „seine" Rolle in der Komödie „Der Widerspenstigen Zähmung"
45. „seine" Rolle in dem Bühnenstück „Die Gewehre der Frau Carrar"
47. noch ein Hobby von „ihm"
51. abgegrenzte Gartenfläche
54. Bergweide
55. Festtracht
56. Gestalt aus „Egmont"
57. Fluß in Italien
58. Handelsmarine eines Staates
60. weiblicher Vorname
61. „seine" Rolle in dem Film „Das Leben beginnt"
63. Lobrede, Schmeichelei
64. Unkrautpflanze
65. Hahnenfußgewächs
66. männlicher Vorname
67. Briefbeginn

Senkrecht:

1. Südostenglische Hafenstadt
2. schriftliche Unterlage
3. Berg in Graubünden
4. spielte „er" zum erstenmal in 9. senkrecht
5. Schreibflüssigkeit
6. elektr.-negativ geladenes Ion
7. Nebenfluß der Rhone
8. Nebenfluß des Rheins
9. hier trat „er" zum erstenmal auf der Bühne auf
10. Aggregatzustand des Wassers
11. weiblicher Vorname
12. österreichischer Dichter (1875—1926)
16. Erlaß, Verordnung
17. Metallfaden
20. Bilderrätsel
21. Schwermetall
29. Ulk, Vergnügen
30. positive Elektrode
31. brauner Erdfarbstoff
33. Lernbegier
34. Erdteil
35. Vogeldünger
39. Erdgeist
40. Entwässerungsgraben innerhalb der Deiche
41. Schweizer Botaniker des vorigen Jahrhunderts
42. antike Stadt in Mittelgriechenland
43. bauliche Erweiterung
44. Gestalt aus „Rienzi"
45. Hafenstadt in Israel
46. pflanzlicher Fortpflanzungskörper
47. Mühsal
48. Zwietracht
49. Unechtes
50. Bestandteil der fetten Öle
52. Hülsenfrucht
53. Gebäck
59. aromatisches Getränk
62. nordischer Hirsch

AUFLÖSUNG AUS HEFT 3/1960

Kreuzworträtsel:

Waagerecht: 2. Saal, 5. Skala, 9. Calw, 13. Alt, 14. Salto, 15. Ischl, 16. Eva, 17. Iden, 19. Arles, 20. Raab, 22. Idee, 24. Glas, 25. Bali, 26. Leim, 28. Berlin, 29. Totem, 30. Starre, 31. Pastor, 34. Ismene, 37. Reigen, 39. Nansen, 41. Lehrer, 44. Nernst, 47. Medina, 49. Tafel, 53. Reiter, 56. Uran, 57. Neer, 58. Leib, 59. Sigi, 60. Held, 62. Raute, 63. Eber, 65. Ilm, 66. Eier, 67. Oruro, 68. Oel, 69. Ecke, 70. Yonne, 71. Tell.

Senkrecht: 1. Sahib, 2. Stier, 3. Ase, 4. Langner, 5. Staat, 6. Korso, 7. Liebe, 8. Assam, 9. Christian, 10. Ala, 11. Weber, 12. Ramme, 18. Delft, 21. Alarm, 23. DEFA, 27. Iran, 31. Pirol, 32. Stich, 33. Ode, 35. Eisen 36. Ernst, 38. Normandie, 40. Ade, 42. Eger, 43. Ruine, 44. Norbert, 45. Reise, 46. Sieg, 47. Musik, 48. Dahme, 49. Terry, 50. Ara, 51. Elton, 52. Leere, 54. Tirol, 55. Rille, 61. Lek, 64. Boe.

TÄGLICH 24 STUNDEN GEPFLEGT MIT PA-TINA SEIFEN

DEWAG WERBUNG HALLE

Nicht nur im Wasser pantschen

... können unsere Kleinen, sondern durch die kluge Anleitung der Kindergärtnerin wissen sich Peter, Inge, Volker und Petra schon richtig zu waschen.

Für die zarte Haut der Kleinen empfiehlt PA-TINA – aber auch die kluge Kindergärtnerin, PA-LANOLIN extra, eine sehr milde Seife – ohne auch nur die geringste Reizwirkung. PA-LANOLIN extra – eine pflegende Seife für die empfindliche Haut.

VEB PA-TINA HALLE/SAALE

Berlinerin, 36/1,51, möchte nett. Herrn, Mitte bis Ende 30, der Int. für Sport u. Musik hat, kennenlernen. MB 5019 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Schwestern, 20/1,68 u. 26/1,68, wü. Briefw. mit nett. Herren. Bildzuschr. MA 5018 DEWAG Werbung, Berlin C 2

3 temperamentv. Mädchen, 19/1,66, schwarz, 21/1,63, bld., 24/1,66, dkbld., wü. mit jg. Herren in Briefw. zu treten. Frdl. Bildzuschr. (zur.). MZ 50 17 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Sekretärin, 1,60, dklbld., wü. Briefw. mit einem viels. interess. jg. Herrn. MW 5015 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Angestellte, 24/1,65, mit 2 Kindern, sucht lieben Vati zw. späterer Heirat. Ernstgemeinte Bildzuschr. MX 5016 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Dame, 25/1,62, dkl., schlk., intell. u. gepflegt, wü. Bekanntschaft eines sympath. gebild. Herrn, der Sinn für alles Schöne und harmonische Gemeinsamkeit hat. Zuschr. mögl. m. Bild. MV 5014 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Junges Mädchen, 21/1,64, mbld., aufr., ruh. Wesen, wü. durch Briefwechsel Bekanntsch. mit intell., jg. Herrn (Lehr. od. Ing., jed. n. Beding.). Zuschr. u. 20 100 an DEWAG Werbung, Frankfurt (Oder)

4 nette, lebensl. Mädchen, 18/1,55, 20/1,55, 20/1,63, 21/1,61, Int. für Sport, Natur, Musik, Theater, wü. Briefw. mit netten, gebildeten Herren pass. Alters. Bildzuschr. unter Nr. 2836 an DEWAG Werbung, Pirna, Lange Str. 13

Jg. Mädchen, 19/1,72, gutausseh., kunst- u. musikl., wü. Akad. (23—29) kennenzulernen. Nur ernstgemeinte Bildzuschr. unt. 24 196 an DEWAG Brandenburg (Harz), Kurstr. 7

3 jg. Mädchen, 23/1,78, 19/1,73, 18/1,65, wü. Bekanntsch. mit 3 jg. Männern (Freunde bevorzugt). Bildzuschr. erb. u. 24 498 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

Jg. Mädchen, 21/1,68, Int. für Theater, Film, Musik, sucht charakterf. Herrn, der gleiche Int. hat. Nur ernstgem. Bildzuschr. erw. Angebote unter 1433 an DEWAG, Magdeburg-N

Med.-techn. Assistentin, 29 J., sucht geistes- und herzensgeb. Lebenskameraden. Frdl. Zuschr. unter Nr. 113 an Sachsenland, Leipzig C 1, Schließf. 435

2 Studentinnen, 22/1,68 u. 21/1,58, wü. zwei Herren entspr. Alters kennenzulernen. MU 5013 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Wer schreibt uns? Wir sind zwei Freundinnen, 19/1,72, schlank, sport-, tanz- u. musikbegeistert. Raum Leipzig—Halle, doch nicht Beding. Bildzuschr. (zur.) u. 8204 an DEWAG Werbung, Leipzig C 1

Angestellte, 35 J., nicht unvermög., sucht keine Versorgung, sondern lb., geb. Kamerad. fürs Leben. Zuschr. unter Nr. 18 an Sachsenland, Leipzig C 1, Schließfach 435

Intell. Mädel, 23/1,60, dkl., wü. nach Enttäusch. auf diesem Wege nett. Herrn (24 bis 29), mit Int. für Camping, Musik, Theater kennenzulernen. Ernstgemeinte Bildzuschr. erb. u. 8206 an DEWAG Werbung, Leipzig C 1

Möchte viels. interess., natürl., aufrechten Kameraden kennenlernen. Bin 22/1,58, sportl. Typ. Bildzuschr. mögl. erb. (sofort zurück). MT 5012 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Mädchen, 19/1,70, wü. Bekanntsch. eines jg. Herrn. Bildzuschr. erw. u. 24 470 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

2 Mädchen, 18 J., suchen Briefw. mit 2 nett., geb. Herren. Zuschr. erbeten unter 17 209 an DEWAG, Plauen (Vogtland)

Junges Mädchen, 24/1,64, dklbld., viels. interess., wü. nette Bekanntschaft. Bildzuschr. unter 8239 an DEWAG Werbung, Leipzig C 1

„Hörst du mein heimliches Rufen?" Pat. Mädel (OL), 27/1,64, natürliches Wesen, häusl., vielseitig interess., erw. Echo von lebenstücht. Tourist, Naturfreund, mit viel Herz u. Esprit. Zuschr. erb. u. 26 786 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

Zwei Herren, 32/1,83 u. 28/1,75, mit eig. Wagen, wünschen junge, hübsche Damen kennenzulernen. Bildzuschr. erb. u. 24 332 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

2 jg. Herren, 18/1,75 u. 1,80, suchen hübsche Mädchen zw. Briefw. Bildzuschr. erb. unt. 4676 an DEWAG Werbung, Leipzig C 1

Jg. Akademiker, Ende 20, sucht gebild., lebensbej. Partner fürs Leben. Frld. Zuschr. unt. Nr. 150 an Sachsenland, Leipzig C 1, Schließfach 435

2 Freunde, 18/1,66, 19/1,75, wü. Briefw. mit 2 Mädch. Angeb. u. 73/60 DEWAG Werbung, Großenhain, Bez. Dresden, Karl-Marx-Platz 5/1

Lehrer, 20/1,68, dklbld., sportlich, wü. nette Bekanntschaft. Bildzuschr. u. 8238 DEWAG Werbung, Leipzig C 1

3 Motor- u. Wassersportl., 22, 22 u. 24 J., 1,70 bis 1,76, wü. Bekanntschaft mit 3 netten, jg. Mädch. (auch einzeln). Bildzuschr. erb. u. 24 484 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

Unternehmungsl. Dresdner, Ing., 25/1,80, sucht für gemeinsame Freizeitgestaltung (Heirat) viels. int. Mädel. Angenehm sportl. Typ, natürl., mit pädag. od. mediz. Beruf. Zuschr. erb. unter 24 472 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

4 Freunde, 19—21/1,65 bis 1,78, Motorsportler, sport- u. musiklieb., wü. Briefw. mit 4 nett., jg. Mädchen. Bildzuschr. erw. MF 5023 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 20/1,86, dklbld., sehr musiklieb., wü. jg. Mädchen kennenzulernen. Bildzuschr. erw. MD 5021 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 19/1,80, schlk., dklbld., viels. interess., wü. Briefw. mit nett., jg. Mädchen. Bildzuschr. erw. ME 5022 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Musikwissenschaftler, 36/1,84, schlk., Sinn f. Humor und Romantik, sucht Bekanntsch. mit gutausseh., viels. int. Berlinerin bis 28 J. Zuschr. mit Bild erb. MZ 5040 DEWAG Werbung, Berlin C 2

22jähr., blinder Student, 1,79, wü. Bekanntsch. mit lebensfroh., jg. Mädchen. MO 5030 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freunde, 20/1,79, dklbld., u. 21/1,76, dklbld., gehbehind., wü. Bekanntsch. zweier nett. Mädel (16 bis 20 J.), die Int. für alles Schöne haben. Bildzuschr. erw. MH 5025 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 solide, nette Herren, 19/1,73 u. 19/1,85, sportinteress. und reiselustig, wü. Briefw. bzw. nähere Bekanntsch. mit 2 intell., jg., hübsch. Mädch. Bildzuschr. MK 5026 DEWAG, Werbung, Berlin C 2

3 Techniker, 20/1,76, 1,76, 1,63, Int. für Kunst u. Camping, wü. nette Bekanntschaft durch Briefw., Bild erwünscht. ML 5027 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 21/1,72, dklbld., sucht Briefw. mit nett., jg. Mädchen. Bildzuschr. Beding. MM 5028 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 23/1,90, dkl., Int. für Natur, Fotografie, sucht Bekanntschaft mit nett., intell. Mädchen mit mögl. gleichen Int. Raum Berlin. Bildzuschr. MN 5029 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Wünsche Bekanntschaft eines nett., lustigen Mädchens. Bin 30/1,70. Bildzuschr. erw. MG 5024 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Gut ausseh. Herr, 45/1,76, mit kl. Geschäft, eig. Pkw und neu errichtet. Eigenheim, sucht nach großer Enttäuschg. f. sich u. 14j. Sohn eine ebenfalls gut ausseh. Gefährt. u. Mutti! (30—36 J.), mögl. ohne Anh. Ersehne eine liebe, nette Frau mit viel Sinn für Häuslichk., musiklieb., kann auch vom Lande sein, welche sich zur Kleinstadt sehnt. Nur ernstgem. Bildzuschr. erb. MP 5031 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freunde, 19/1,80 u. 19/1,75, Motorsportl., Nichttänzer, wü. auf diesem Wege Bekanntschaft mit 2 netten, sportl., soliden Mädchen, mögl. Freundinnen, Berlin u. Umgeb. bevorzugt. Wer schreibt uns? Bildzuschr. erw. MR 5032 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Glashütter Uhren

HÖCHSTE QUALITÄT ERFÜLLT HÖCHSTE ANSPRÜCHE

Seit Generationen arbeiten Meister ihres Faches an der technischen Vervollkommnung und Formvollendung Glashütter Uhren. Durch ihre Zuverlässigkeit, Präzision, Eleganz und Klarheit gewannen Glashütter Uhren Weltruf. Moderne Menschen bevorzugen Uhren, die in Technik und Form unserer Zeit entsprechen und wählen daher immer wieder Glashütter Qualitätsuhren.

GUB GLASHÜTTE/SA

VEB GLASHÜTTER UHRENBETRIEBE GLASHÜTTE/SA.

zit-COLORADO

VOM HELLSTEN BLOND ZUM TIEFSTEN SCHWARZ

Ganz recht, verehrte Dame, Sie können es sich in Zukunft leisten, Ihrem Haar den Farbton zu verleihen, der Ihrer persönlichen Note entspricht.

Mit „Zit-COLORADO", der modernen Tiefentönung, geben wir Ihnen ein Haarkosmetikum anhand, dessen Vorzüge Sie bald schätzen werden.

Ist Ihr Haar von Natur aus nicht so, wie Sie es gern wünschen, dann nehmen Sie „Zit-COLORADO".

Sie möchten gern schwarzes, braunes, blondes Haar oder vielleicht sogar einen Modeton, wie Mittelkastanie oder Dunkelmahagoni?

Gar kein Problem, „Zit-COLORADO" vermag Ihren Wunsch zu erfüllen.

Ergraute Haare sind keine bedenklichen äußeren Zeichen mehr, denn „Zit-COLORADO" Tiefentönung verheimlicht diese nicht immer angenehme Erscheinung.

„Zit-COLORADO" ein weiteres Erzeugnis der „ZIT"-Haarkosmetik zur Heimbehandlung

VEB ZITZA-WERK ZEITZ

Wünsche werden Wirklichkeit!

Fritz schloß mit seiner Sparkasse einen Prämiensparvertrag ab.
Für je 5,— DM monatlich Sparbetrag erhält er ein Los und nimmt damit an fünf Auslosungen im Jahre teil. Mit etwas Glück kann er damit **bis zu 7000,— DM gewinnen.** Verlieren kann er gar nichts, denn sein Sparguthaben steigt ständig an und bleibt ihm in voller Höhe erhalten. Auch wenn er nicht gewinnt, **nähert er sich mit jeder Einzahlung der Erfüllung seiner Wünsche.**

Das können Sie doch auch!